

Ferien vom Krieg

im Sommer 2013

Inhaltsverzeichnis

Liebe Spenderinnen und Spender, liebe Unterstützer!	5
Herzlichen Dank allen Spenderinnen und Spendern!	6
Generationswechsel bei ‚Ferien vom Krieg‘	
<i>Brigitte Klaß und Barbara Esser</i> Die neuen Koordinatorinnen stellen sich vor	8
‚Ferien vom Krieg‘ Die MitarbeiterInnen in Deutschland	11
20 Jahre ‚Ferien vom Krieg‘ Erfahrungsaustausch unserer MitarbeiterInnen	12
<i>Helga Dieter</i> Zum Jahresende 2013 gab es große Veränderungen	14
<i>Feier in Tuzla, Bosnien und Herzegowina</i> 20 Jahre Arbeit für den Frieden	28
‚Ferien vom Krieg‘ im ehemaligen Jugoslawien	
<i>Neum, Bosnien und Herzegowina</i> Die Begegnungen im Sommer 2013	30
<i>Bosnien und Herzegowina</i> Trikot-Tausch in Gornji Vakuf-Uskoplje	32
<i>Bosnien und Herzegowina</i> „Babylution“ gegen das ethnisch zersplitterte System	34
<i>Bosnien und Herzegowina</i> Aktuelle Entwicklungen im Februar 2014	39
<i>Kroatien</i> Sprachenstreit in Vukovar	40
<i>Rahovec, Süd-Kosovo</i> Die Freizeit 2013 hing am seidenen Faden	46

<i>Kosovo</i> Die Begegnung im Sommer 2013	48
<i>Nord-Kosovo</i> „Falscher Frieden“ – zur aktuellen Situation	50
<i>Rahovec, Süd-Kosovo</i> Keine Zukunft für serbische Jugendliche?	52
‚Ferien vom Krieg‘ mit Israelis und Palästinensern	
<i>Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013</i> Partnerorganisationen und MitarbeiterInnen	54
<i>Eine Debatte in Palästina und ihre Folgen in den Seminaren</i> „Normalization“	56
<i>Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013</i> Verhandlung gleich Lösung?	67
<i>Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013</i> Macht und Ohnmacht	72
<i>Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013</i> Den Holocaust begreifen wollen	76
<i>Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013</i> Die Sprache des Konflikts übersetzen	78
<i>Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013</i> „Es ist mein Land, aber nicht mein Staat“	80
<i>Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013</i> Shiatsu	82
<i>Israel und Palästina</i> Nachfolge-Aktivitäten	84
<i>Nablu, Palästina</i> Ferienspiele für Kinder	91
<i>Khan Younis im Gazastreifen, Palästina</i> Ferienspiele für Kinder	92

Liebe Spenderinnen und Spender, liebe Unterstützer!

Das Jahr 2013 war für das Projekt ‚Ferien vom Krieg‘ des ‚Komitees für Grundrechte und Demokratie e.V.‘ ein besonderes Jahr. Im November haben wir zusammen mit vielen Spenderinnen und Spendern sowie Mitarbeitern unserer Partnerorganisationen bei einer Jubiläumsfeier in Frankfurt am Main auf 20 Jahre erfolgreiche friedenspolitische Begegnungen und Dialogseminare zurückgeschaut. Bei dieser Feier wurde Helga Dieter als langjährige Beauftragte für das Projekt verabschiedet. Brigitte Klaß und Barbara Esser übernehmen gemeinsam die Koordination.

Im ehemaligen Jugoslawien gerät die Nachkriegsordnung ins Wanken. Bei der sogenannten „Babylution“ demonstrierten in Sarajevo Tausende gegen die ethnische Zersplitterung politischer Strukturen. In den letzten Tagen erreichten uns Bilder von sozialen Unruhen in Tuzla (Bosnien und Herzegowina). In Vukovar (Kroatien) führt die Anerkennung von Serbisch als Amtssprache und die zusätzliche Beschriftung öffentlicher Gebäude in Kyrillisch zu heftigen Protesten und Übergriffen. Teilnehmer von ‚Ferien vom Krieg‘ demonstrierten spontan dagegen, um ein Zeichen für den Frieden zu setzen.

Der Konflikt im Nahen Osten polarisiert die Öffentlichkeit wie kein anderer. Meldungsschnipsel sollen den eigenen guten Willen unterstreichen und der anderen Seite diesen absprechen, die PR-Maschinerie funktioniert.

Über die zeitgleich stattfindenden Verhandlungsversuche seitens John Kerrys wurde bei den letzten Seminaren kaum gesprochen, sie spielten einfach keine Rolle. Der Glaube an diese Verhandlungen ist längst verloren gegangen. Umso beeindruckender war die Ernsthaftigkeit, mit der die Teilnehmenden aufeinander zugehen und alternative Lösungen suchten.

Vielen
Ihr Interesse
diesjähriger

herzlichen
an unserer
Broschüre!

Dank für



Herzlichen Dank allen Spenderinnen und Spendern!

Im vergangenen Jahr haben mehr als 1.600 Spenderinnen und Spender mit kleinen und großen Geldbeträgen dazu beigetragen, dass das Projekt ‚Ferien vom Krieg‘ die friedenspolitischen Begegnungen und Dialogseminare für Jugendliche und junge Erwachsene organisieren konnte. Insgesamt kamen 359.000 Euro zusammen.

Auch 2013 kam der höchste Betrag mit über 10.000 Euro von der Bosnien-Initiative der Cyriakusgemeinde in Frankfurt-Rödelheim, fast dieselbe hohe Summe spendete eine ältere Dame aus Süddeutschland, die durch veränderte Lebensumstände einen größeren Geldbetrag zur Verfügung hatte und u.a. ‚Ferien vom Krieg‘ bedachte. Wie in den vergangenen Jahren unterstützten die Sebastian-Cobler-Stiftung sowie der Personalrat der Kreditanstalt für Wiederaufbau ‚Ferien vom Krieg‘ mit beachtlichen Summen, und die GEW druckte erneut kostenlos Flyer u.a. und ersparte uns dadurch zusätzliche Kosten. Auch die Schülerinnen und Schüler der Reformschule Kassel organisierten wieder einen Spendenlauf und unterstützten ‚Ferien vom Krieg‘ mit einer großzügigen Spende.

Für uns Mitarbeiterinnen im Frankfurter Büro sind die Spenden immer wieder ein Anlass, mit Menschen, die ‚Ferien vom Krieg‘ unterstützen, zumindest telefonisch ins Gespräch zu kommen. Jubilarinnen und Jubilare

Brigitte Klaß und Barbara Esser

Die neuen Koordinatorinnen stellen sich vor

rufen an, um Flyer und Broschüren für ihre ‚runden Geburtstage‘ oder andere Feiern zu bestellen, Friedensaktivisten fragen wegen Informationsmaterial für Veranstaltungen nach, Initiatorinnen von Benefizkonzerten und Veranstaltungen möchten wissen, ob jemand dort über das Projekt berichten kann. Besonders berührend sind Anrufe von Menschen, die ihre Liebsten verloren haben und anlässlich der Trauerfeier Spenden für ‚Ferien vom Krieg‘ sammeln.

An dieser Stelle können nicht alle Aktivitäten genannt werden, und viele davon sind uns selbst nicht bekannt. Auch von der Initiative zweier Mädchen aus Bayern, über die wir uns besonders gefreut haben, erfuhren wir nur zufällig. Die Mädchen zogen beim ‚Klopfersingen‘ – einem bayrischen Adventsbrauch – von Haus zu Haus und sammelten Geld für ‚Ferien vom Krieg‘.

Herzlichen Dank an alle, die mit ihrer Unterstützung zum Gelingen der



Bei der 20-Jahr-Feier wurde Helga Dieter als langjährige Koordinatorin von ‚Ferien vom Krieg‘ von vielen Mitarbeitern, Freunden und Förderern verabschiedet. Seit 1996 hatte sie in unermüdlichem, ehrenamtlichem Engagement das Projekt zu dem gemacht, was es heute ist: äußerst erfolgreiche friedenspolitische Basisarbeit auf Graswurzelebene.

Seit diesem Jahr teilen sich die beiden langjährigen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen Barbara Esser und Brigitte Klaß die Koordination des Projekts. Brigitte Klaß übernimmt diese Funktion ehrenamtlich als Vorstandsmitglied des Grundrechtskomitees, Barbara Esser arbeitet seit August 2013 im neu eingerichteten Frankfurter Büro, was ihr durch die Einrichtung einer halben Stelle ermöglicht wird.

In den letzten Jahren, vor allem mit Beginn der Durchführung von Dialogseminaren für junge Erwachsene aus Israel und Palästina, stieg der organisatorische Aufwand des Projekts ‚Ferien vom Krieg‘ enorm an.

2011 wurde Birgit Hogefeld mit einer halben Stelle eingestellt. Sie unterstützte Helga Dieter bei projektübergreifenden Aufgaben und tut dies weiterhin. Hiltrud Gass kümmert sich bereits seit vielen Jahren um die Buchungen der Spenden und hält Kontakt zu unseren Spenderinnen und Spendern.



Brigitte Klaß

Brigitte Klaß: 1992 wurden die Massenvergewaltigungen bosnischer Frauen im Jugoslawien-Krieg bekannt. Ich vertrat „amnesty for women“ im lokalen Komitee „Frauen gegen Kriegsverbrechen an Frauen“. Wir sandten Hilfsgüter in die Flüchtlingslager und informierten jede Woche mit einer Mahnwache über die Situation der Frauen.

Innerhalb eines Jahres „nationalisierten“ sich die Jugoslawinnen im Komitee zu Serbinnen, Kroatinnen und Musliminnen, die sich so anfeindeten, dass das

Komitee sich auflöste. Diese Entwicklung schockierte mich.
 1998 hörte ich im „Komitee für Grundrechte und Demokratie“ von den ‚Ferien vom Krieg‘ und einem Treffen zwischen vertriebenen muslimischen Frauen aus Srebrenica mit serbischen Frauen, die jetzt in deren Häusern in Srebrenica leben. Das erschien mir wie ein Wunder, ein Wunder, an dem ich mitarbeiten wollte.
 Seit 2000 begleite ich jedes Jahr eine Gruppe aus dem ehemaligen Jugoslawien und koordiniere seit einigen Jahren die Freizeiten auf dem Balkan.
 Mit den Partnerorganisationen haben wir begonnen, die Erfahrungen der Freizeiten in den Heimatstädten der Jugendlichen bekannt zu machen: durch gegenseitige Besuche, durch öffentliche Auftritte und durch die Camps, die abwechselnd in den Städten stattfinden. Dies stößt dort auf großes Interesse der Medien, gerade weil ein friedliches Zusammenleben keine Selbstverständlichkeit ist. Seit 2011 vertrete ich ‚Ferien vom Krieg‘ im Vorstand des Komitees.



Barbara Esser

Barbara Esser: 2004 arbeitete ich ein halbes Jahr als Freiwillige in einem Altenheim in der Westbank und erlebte die Realität der israelischen Besatzung. Nach Jerusalem und Israel zu fahren, war schon damals ein Privileg, das ich allein meinem deutschen Pass zu verdanken hatte. Auf der „anderen Seite“ fragten mich Israelis teils skeptisch, teils ernsthaft interessiert: „Wie ist es denn dort? Wie lebst du in der Westbank?“ Der völlig fehlende Kontakt zwischen den Menschen beider Seiten, die Angst voreinander und der tiefsitzende Hass haben mich damals schockiert.

Als ich das Projekt ‚Ferien vom Krieg‘ 2009 kennenlernte, begeisterte mich vor allem, wie viel Vertrauen es in die jungen Teilnehmer setzt. Gefangen in einem Konflikt, dessen Lösung auf Verhandlungsebene meist schon an den Vorbedingungen beider Seiten scheitert, dürfen sich die Teilnehmer begegnen, ohne dass eine bestimmte Haltung von ihnen vorausgesetzt wird.



Panzer als Kinderspielzeug auf einem Spielplatz in Montenegro

„Ferien vom Krieg“

Die MitarbeiterInnen in Deutschland

Neben den Koordinatorinnen und Mitarbeiterinnen im Frankfurter Büro haben auch 2013 wieder viele Menschen zum Gelingen der Begegnungen beigetragen:

Öffentlichkeitsarbeit und Organisation: *Helga Dieter, Willfriede Dieter, Cornel Raca, Klaus Scherbaum.*

Übersetzungen: *Susanne Aliev, Bina Brünjes, Caitlin Carnes, Helga Dieter, Willfriede Dieter, Mousa El Sohsa, Martina Henssen, Aviv Melamud, Stefania Soriano, Linda Williams.*

Spendenverwaltung: *Hiltrud Gass, Dirk Vogelskamp, Martin Singe, Erna Caesar, Willfriede Dieter, Günter Papst.*

Bearbeitung der Berichte: *Martin Singe.*

EDV+Web-Seiten: *Denis Uber, Harald Lorenz.*

Shiatsu-PraktikerInnen: *Helga Krimphove, Eckhard Meier, Helga Reindl, Gabriele Thiel-Renne, Susanne Tiepelmann, Gabriele Violet, Linda Williams, Susanne Zeidler*

MitarbeiterInnen bei den Dialogseminaren mit jungen Erwachsenen aus Israel und Palästina: *Fakhri Hamad, Rose Kasabre-Bauer, Khalil Toama, Gudrun Weichenhan-Mer, Schulamith Weil und Muhammad Khaskeia*



Wir danken außerdem ganz herzlich den Teams der Jugendakademie Walberberg und des hbo-druck, sowie Frau Büttner vom Frankfurter Bürgerinstitut.

20 Jahre „Ferien vom Krieg“

Erfahrungsaustausch unserer MitarbeiterInnen

In Vorbereitung der Jubiläumsveranstaltung in Frankfurt luden wir je sechs Mitarbeiter aus Israel und Palästina und elf Mitarbeiter aus dem ehemaligen Jugoslawien zu einem dreitägigen Erfahrungsaustausch ein. Endlich sollten Mitarbeiter aus den verschiedenen Teilen des Projektes zusammenkommen. (Text: Brigitte Klaß)

Nach einem ersten Treffen zum Kennenlernen stellten die Mitarbeiter ihren jeweiligen Konflikt dar. Bei dem Bericht über den Nahost-Konflikt waren die Mitarbeiter aus dem ehemaligen Jugoslawien schockiert über die Erfahrungen, von denen die Palästinenser erzählten, und die gleichzeitige Hilflosigkeit der israelischen Friedensaktivisten angesichts der momentanen Situation.

Ihre Erzählungen machten uns sprachlos: Krieg, brutale Morde, Angst, Hass, Rache ... zerstörte Kindheit und das Gefühl von Hilflosigkeit. Und trotzdem waren diese Menschen voller Enthusiasmus, positiv, klug, weil sie wissen, dass sie für den Frieden arbeiten. So wie wir alle. Vorschläge kamen auf den Tisch: Was können wir tun, wo sollen wir anfangen, was müssen wir aufgeben, worauf bestehen? Frieden schaffen ist ein Prozess, der Jahrzehnte dauert und Menschlichkeit, Ehrlichkeit, Offenheit und Verständnis fordert. Wir haben die Kraft, diesen Weg zum Frieden zu gehen. Wir haben den Mut und den Willen dazu.

(Sonja Acinovic und Tijana Boric aus Sombor, Serbien)

Für die Darstellung ihres eigenen Konfliktes hatten sie bereits eine Landkarte gemalt, die die sieben Länder zeigte, in die das ehemalige Jugoslawien aufgeteilt wurde.

Das war für die Teilnehmer aus dem Nahen Osten noch verständlich, obwohl Yasser A., der zur christlichen Minderheit in Palästina gehört, nicht glauben konnte, dass hier tatsächlich Christen auf Christen geschossen hatten. Bei der Darstellung der Konflikte innerhalb der einzelnen Staaten wurde es schwieriger, selbst verschiedene Farben für die unterschiedlichen

Volksgruppen und Religionen halfen nicht mehr weiter.

Eine serbische Republik innerhalb von Bosnien und Herzegowina, geteilte Städte und Familien mit Verwandten aus den verschiedenen Volksgruppen machten die Sache völlig unübersichtlich.

*Da könnt Ihr ja nie wissen, wer **Ihr** seid und wer **die** sind,*
fasste Khaled S. aus Palästina die Konfusion zusammen.

Aber die Erfolge der Gruppe aus dem ehemaligen Jugoslawien machten auch Hoffnung.

Wir sind so auf unseren Konflikt konzentriert, dass wir manchmal glauben, dass wir die Einzigen sind, die leiden. Zu hören, was diese Leute in ihren Ländern erdulden mussten, zeigt uns, dass wir nicht alleine sind. Und wenn ich sehe, wie weit sie schon wieder mit einem Zusammenleben gekommen sind, habe ich auch für uns mehr Hoffnung.

(Mohammed S., Palästina)

Für die Teilnehmer aus beiden Teilen des Projektes brachte das Treffen neue Erfahrungen und verstärkte die gemeinsame Zielsetzung.

Ganz wichtig war auch unser erstes Zusammentreffen mit den Mitarbeitern aus Israel und Palästina. Es ist schwer zu erklären, wie eine Gruppe in dieser kurzen Zeit Verbindungen auf so vielen Ebenen herstellen kann. Unsere Hintergründe sind ganz verschieden, aber unsere Ziele und Zukunftsvorstellungen sind dieselben. (Vanja Nedic aus Vukovar, Kroatien)

Wir verbrachten die gesamte Zeit gemeinsam, bei den Workshops, den Mahlzeiten und während unserer Freizeit, und kamen uns immer näher.

In Palästina und Israel herrscht noch der Krieg. Auf dem Balkan wurde er vor knapp 20 Jahren beendet, aber der Hass ist geblieben. Das Bedürfnis nach Rache ist überall präsent. Es ist eine Hinterlassenschaft, mit der wir in der Zukunft konfrontiert sein werden. Wir müssen seine Ausbreitung eindämmen und stattdessen Freundschaft, Liebe und positive Energie ausstrahlen. Wir haben 20 Jahre Erfahrung, die wir mit den Freunden aus Israel und Palästina teilen können. In Frankfurt konnten wir diesen Austausch beginnen, aber das war erst ein Anfang. Wir haben noch viel weiterzugeben. Und wir glauben, dass dieser Austausch uns bei unserer Friedensarbeit helfen wird, in Palästina, Israel und auf dem Balkan.

(Sonja Acinovic und Tijana Boric aus Sombor, Serbien)

Helga Dieter

Zum Jahresende 2013 gab es große Veränderungen

Das Hotel Neum wurde verkauft. Für den Sommer 2014 müssen die Koordinatorinnen Alma Dzincic-Trutovic und Brigitte Klaß eine neue Unterkunft suchen. Das ist bei den teuren Preisen am Meer eine schwere Aufgabe.

Birgit Hogefeld hat die Freizeit von albanischen, serbischen und Roma-Jugendlichen aus dem Kosovo begleitet. Erstmals nahm auch die Koordinatorin aus dem Kosovo an der Vorbereitungsstagung in Tuzla und an dem 20-Jahresfest in Frankfurt teil, sodass die Kosovogruppe nun stärker in das friedenspädagogische Konzept integriert ist.

Die Begegnung der Frauen aus Israel und Palästina musste Ende 2012 wegen des Gazakrieges verschoben werden und fand im Januar 2013 in Istanbul statt. In der Broschüre 2012 haben wir ausführlich berichtet. Ein weiteres Frauenseminar war 2013 aus organisatorischen und finanziellen Gründen nicht möglich.

Nach Walberberg kamen wieder zwei große Gruppen aus Israel und Palästina, die von Helga Dieter und Barbara Esser gemeinsam koordiniert wurden. Die „Facilitator“ aus Israel und Palästina sowie die BeobachterInnen des Teams aus Deutschland geben einen Einblick in unterschiedliche Probleme des Programms und der sozialen Prozesse. Der öffentliche Diskurs zur „Normalization“ in Palästina bewirkt, dass die TeilnehmerInnen einerseits verängstigt werden, andererseits ihre Entscheidungen für die Begegnungen aber bewusster fällen. Erfreulich waren auch die interessierten Nachfragen einer palästinensischen Gruppe zum Holocaust.

Die Feier zum 20-Jahre-Jubiläum in Frankfurt im November 2013 dauerte rund acht Stunden. Die Gäste betonten in ihren Erfahrungsberichten und Dankreden die personelle Kontinuität bei allen Partnerorganisationen, woraus sich enge Beziehungen entwickeln konnten. Diese persönliche Vertrautheit kam dann bei der Verabschiedung von Helga Dieter zum Ausdruck.

Andreas Buro hielt die Laudatio und schlug den Bogen von den Initiatoren, Hanne und Klaus Vack, über die lange Zeit, in der Helga Dieter das Projekt auf das schwierige Krisengebiet Nahost erweiterte und friedenspolitisch akzentuierte, bis zu den neue Koordinatorinnen Barbara Esser und Brigitte Klaß.

Die zahlreich erschienenen Spender und Unterstützerinnen hatten in den Pausen und bei der Ausstellung im Foyer die Gelegenheit, die zwanzig Mitarbeiterinnen vom Kosovo bis Palästina persönlich kennenzulernen. Für viele ehemalige HelferInnen aus Deutschland war es ein bewegendes Wiedersehen, für andere Besucher ein interessantes Seminar und dank der musikalischen Beiträge und des Buffets ein schönes Fest.

20 Jahre ‚Ferien vom Krieg‘ – Ein persönlicher Rückblick

(Text: Helga Dieter) Die selbst gewählte Themenstellung „20 Jahre Ferien vom Krieg“ erweist sich bei der Ausarbeitung als unmögliches Unterfangen. Wie kann man ein Projekt über 20 Jahre mit 22.000 TeilnehmerInnen aus sehr unterschiedlichen Kriegs- und Krisengebieten auf ein paar Seiten anschaulich zusammenfassen? Die Suche nach Partnerorganisationen vor Ort, die weder nationalistisch noch korrupt sind; die Kämpfe mit der Bürokratie z.B. bei der Ausstellung von Gruppenpässen, die es rechtlich gar nicht gab; die Auswahl der TeilnehmerInnen ohne Klientelismus oder Einfluss der Machteliten; die Stabilisierung und Qualifizierung der BetreuerInnen, die oft selbst Gewalt erlitten hatten; die Gefahren der Anreise durch Kampfgebiete oder „Feindesland“; die Entwicklung eines Konzepts aus dem widersprüchlichen Selbstverständnis als Opfer der je Anderen; die heilsame Wirkung einer angenehmen Umgebung für geschundene Körper und Seelen; der innere Kampf zwischen neuen Erfahrungen und alten Vorurteilen; die Einmaligkeit des Konzepts im Vergleich zu anderen Begegnungsprojekten; die Gleichbehandlung als notwendige Bedingung des Austauschs; die anhaltenden Kontakte und gemeinsamen Folgeaktivitäten als Maßstab des Erfolgs sowie ganz profane Probleme wie Läuse bei 100 Kindern aus Flüchtlingslagern.

Das sind nur ein paar Aspekte aus den Anfangsjahren, ehe die komplexe Nah-Ost-Problematik vor zwölf Jahren hinzukam, und wir den Anspruch formuliert haben, exemplarische friedenspolitische Bedeutung auch für andere Kriegsgebiete vorzuleben.

Beim 20-Jahre-Fest habe ich das beschriebene Dilemma durch eine völlig andere Perspektive zu lösen versucht, nämlich durch unglaubliche Begebenheiten, die im Rückblick zu Anekdoten werden. Die mächtige Kriegsmaschinerie kann sehr komische Seiten haben. Ich plane, diese in einer gesonderten Broschüre zu veröffentlichen, wenn ich demnächst im Ruhestand Zeit haben werde. Auf der Web-Seite gibt es den hier erwarteten chronologischen Überblick, Überlegungen zum Konzept, Einblicke in die Folgeaktivitäten in den Heimatländern, viele Presseberichte, die Beschreibung der Feierlichkeiten bei Preisverleihungen und für jedes Jahr Berichte des Teams und Kommentare der TeilnehmerInnen (www.ferien-vom-krieg.de).

Bei der Verabschiedung nach 20 Jahren seien persönliche Erinnerungen an die Anfangszeit erlaubt, die beim Besuch in Tuzla wieder aufstiegen und in einem Brief an die Gründer des Projekts, Hanne und Klaus Vack, beschrieben werden.

Liebe Hanne, lieber Klaus,

September 2013

Ich war zur 20-Jahr-Feier der „Ferien vom Krieg“ nach langer Zeit wieder in Bosnien. Auf der Fahrt von Sarajevo nach Tuzla staunte ich, wie proper alles aussieht: Keine Trümmer mehr, Blumen in den Vorgärten statt Bohnen und Kohl, die Autos sind nicht mehr alle schrottreif. Namik, der uns abgeholt hat, meinte, das sei nur die Fassade. Die Hilfsprogramme zum Wiederaufbau seien beendet und die Unterstützung von Angehörigen im Ausland fließe immer dünner. Den Menschen gehe es wegen der hohen Arbeitslosigkeit schlecht. Insbesondere die Jugendlichen hätten keine Perspektive und würden sofort auswandern, wenn sie könnten. Die Stimmung sei depressiv und explosiv zugleich.

Das Projekt



Das friedenspolitische Dialogprojekt hat seine Wurzeln in der humanitären Hilfe während und nach den Kriegen, die Ihr in unglaublichem Maße geleistet habt. Sie wirkt in Tuzla weiter. Ich erinnere mich, dass Ihr bei der Stiftung des

Hauses „prijateljice“ (Freundinnen) für die sozialtherapeutische Arbeit mit Flüchtlingsfrauen, gehofft habt, dass dort mindestens 5 Jahre Hilfe organisiert wird. Nun sind es ca. 15 Jahre. Eine Messingtafel erinnert an den Stifter.

Wunderbar ist rückblickend auch die dauerhafte Bindung vieler Menschen an das Projekt. Als wir unangemeldet dorthin fuhren, war Mirsa die erste, die uns begegnete. Die Kinder aus dem gut ausgestatteten Kindergarten wurden gerade abgeholt. Es gab Räume mit Nähmaschinen, (alten) Computern und ein reichhaltiges Magazin sowie gemütliche Ecken. Eine Frau hatte für die Kinder gekocht. Das ausgebauten Dachgeschoss dient als großer Mehrzweckraum.

Alles sehr gepflegt und überall Aktivitäten. Auch Birgit Hogefeld und Barbara Esser waren sehr angetan von diesem selbstverwalteten Frauenzentrum und natürlich von Eurer Leistung. Vielleicht erinnert Ihr Euch an Asra, deren Mann und



für Ruhe, Ordnung und Disziplin. Da sind wir ein paarmal aneinander geraten. Im Interview berichtete sie damals, wie sie von einem serbischen Nachbarn misshandelt wurde. Eines Tages begegnete sie in der Gruppe aus Srebrenica dem Sohn ihres Peinigers. Es dauerte ein paar Tage, bis sie sagen konnte: „Er ist ein Kind und kann nichts dafür.“

Sie gehörte zu den Frauen von Srebrenica, die wöchentlich in Tuzla demonstrierten und Aufklärung forderten. Sie erhält nun eine Rente, und wir tranken Kaffee in ihrer netten, kleinen Wohnung. Dabei erzählte sie, dass ihr Mann und Sohn – aneinander gefesselt – erschossen in einem Massengrab gefunden wurden und nun in Srebrenica auf dem Friedhof der Opfer des Massakers liegen, für den sie lange gekämpft hatte. Da führe sie nun oft hin und sitze zwischen beiden Gräbern. Das beruhige sie. Für sie seien die beiden Helden und nicht umsonst gestorben. Sie wisse zwar, dass ich das anders sehe, aber ihr gebe dies Halt. Ihr Haus in Srebrenica habe sie wieder erhalten, aber dorthin könne sie nicht zurück. Vermieten oder verkaufen könne sie es auch nicht, niemand wolle dorthin.

Srebrenica – Eindrücke und Erinnerungen

Zwei Tage später fuhren wir nach Srebrenica. Unsere Übersetzerin, Lehrerin aus Tuzla, war noch nie dort gewesen. Die Kriegszerstörungen sind auch in der serbischen Republik (Srpska) kaum noch zu sehen. Unsere Gesprächspartnerinnen in einem Bürgerzentrum beklagten die ökonomische Misere, es gäbe keinerlei wirtschaftliche Aktivitäten. Über das Massaker wollten sie nicht sprechen. Ich versuchte zu vermitteln, dass ich eine Zukunft der Stadt nur sähe, wenn sich die Bewohner der Geschichte stellen würden. Keine Firma will im Briefkopf „Srebrenica“ stehen haben. Da hilft die Tabuisierung nichts. Eine Perspektive könnte sein, einen Friedensort der Wahrheitssuche aufzubauen. Bei den Begegnungen am Meer sind jedes Jahr auch Gruppen aus Srebrenica, vielleicht können sie dazu beitragen.

Wir fuhren dann nach Potocari. Ich kenne noch die Reste des „Dutch Bat“-Lagers und die Fabrikhallen, wo sich Grauenhaftes abgespielt hat. Der Forderung der Witwen von Srebrenica nach einem Friedhof an dieser Stelle,

ich früher skeptisch gegenüber. Die vermissten Männer sind nicht in Potocari exekutiert worden. In den biografischen Interviews hatten mir einige Kinder, die zum Teil dreimal an Massengräbern standen, um die Väter



zu identifizieren, gesagt, dass ihre Familie den Vater lieber in der Nähe begraben würde, wenn er gefunden würde. Da gab es wohl ziemlichen sozialen Druck von Asra und ihren Mitstreiterinnen. Nun standen wir auf dem Friedhof, und ich war beeindruckt. Es ist keine schwulstige Heldenverehrung und keine nationalistische Anklage der Hinterbliebenen der Opfer gegen die Täter, welche zum Teil noch in der Nähe wohnen müssen. Tausende von Marmorstelen im Halbrund angeordnet um einen offenen, überdachten Gedenkort, in dem eine Kanzel und ein Teppich in einer Ecke andeuten, dass er auch als Moschee genutzt wird. Wir waren die einzigen Besucher in dem riesigen Areal. Dann kam ein Paar auf einem Motorrad – aus den Niederlanden! Vielleicht versteckte sich unter dem Motorradhelm ein Blauhelm vom „Dutch Bat“. (*Holländisches UN-Friedenskorps in der UN-Schutzzone Srebrenica, das bis heute als Sündenbock dient, um „robuste“ Militärinterventionen in aller Welt zu rechtfertigen*).

Nun Erfreuliches:

Samstag abend gab es ein großes Fest in Tuzla, das „unsere“ Alma organisiert hat. Geholfen hat ihr Mann Namik. Beide haben sich 1997 in Zivogosce kennengelernt. Sie haben nun zwei entzückende Kinder. Alma war damals eine blutjunge Betreuerin. Sie hat nachts auf der Terrasse mit Dir, Klaus, nach den Sternen geguckt. Ihr erster deutscher Satz war: „Das ist



die Mitarbeiterinnen mit Gewehren als Geiseln festhielten und mich erpressen wollten. Was für mich heute eine Anekdote ist, löst bei Alma immer noch Angstschweiß und Zittern aus. Am Ende des Festes sprachen wir über Euch,

und sie zeigte mir ihren Glücksstein, den Klaus ihr geschenkt hat, und den sie immer bei sich trägt. Wenn auch die MitarbeiterInnen der ersten Jahre leider fehlten, war es eine grandiose Feier für ein erfolgreiches Projekt. Wann kann man das schon in der Friedenspolitik sagen?

Herzliche Grüße von Helga

Liebesgrüße aus Nah-Ost

Als wir 2001 in Israel und Palästina Partner suchten, hörten wir zufällig von Keren aus Tel-Aviv und B. aus Ost-Jerusalem, zwei jungen Friedensaktivisten, die sich gerade als Referenten auf dem *Peace Boat* der japanischen Friedensbewegung kennengelernt hatten. Dabei stellten sie große Übereinstimmungen fest, aber auch, wie wenig sie jeweils von den Lebensbedingungen und der Kultur der anderen Seite wussten. Es schien ihnen absurd, irgendwo auf dem Atlantik zusammenzuarbeiten und dies zu Hause nicht zu wagen. Sie erzählten ihren Freundinnen von dieser Erfahrung und gründeten eine Graswurzel-Initiative, die wir später *Breaking Barriers* nannten. Wir luden sie 2002 mit je 25 Freunden zu den „Ferien vom Krieg“ ins beschauliche Walberberg ein. Die Kunde von der einmaligen Chance, den verhassten Feind persönlich zu treffen, verbreitete sich durch Flüsterpropaganda, sodass es bald mehr BewerberInnen gab als für uns finanzierbar gewesen wären. Ein halbes Jahr später traf ich bei einer



und schlug Keren und B. für den „Berg-Zion-Friedenspreis“ vor. Den erhielten sie dann im Herbst 2003 in einer ergreifenden Feier. Trotz der Ausgangssperre waren die Würdenträger aller Religionen in Jerusalem anwesend.

Seit 12 Jahren arbeiten wir

nun mit „Breaking Barriers“ zusammen, ohne zwischengeschaltete Institutionen, ohne formalisierte Verfahren. Hunderte von Briefen und Telefongesprächen sowie zwei gemeinsame Seminarwochen jährlich, bei denen Neuland erobert wurde, ließen enge persönliche Bindungen wachsen.

Zu meiner Verabschiedung überreichten mir die VertreterInnen von „Breaking Barriers“ eine Broschüre mit Briefen ehemaliger TeilnehmerInnen, die eigens für mich erstellt worden war, was ich allerdings erst viel später merkte und würdigte. Darin heißt es:

Liebe Helga,

Als wir vor mehr als 10 Jahren anfangen, mit Dir zusammenzuarbeiten, waren wir noch sehr jung und ein wenig rebellisch. Die Zweite Intifada brach gerade aus, und die Besatzung war von äußerster Brutalität. Wir fühlten unsere Verantwortung und die Dringlichkeit, JETZT etwas für unser Volk zu tun und gegen die Besatzung Widerstand zu leisten – auf unsere Art.

Du hast das gesehen. Auf Deine Schulter und Deine Hilfe konnten wir uns stützen, Du glaubtest an unsere Wegrichtung und erkanntest die Bedeutung und die Möglichkeiten unseres geradlinigen, nicht gerade konventionellen Zusammengehens – mit zwei jungen Menschen, ohne den Rahmen einer politischen Vereinigung, doch mit hartnäckigen Überzeugungen.

Über Jahre hinweg hatten wir eine Menge Seminare, Ideen und Experimente. Du hast uns in Freiheit von Ideologien unser eigenes Programm machen lassen. Du hast uns vertraut und respektiert, dass wir

In Dir hatten wir eine Partnerin ohne jeden Zwang, radikal und unabhängig, und eine Stütze, die uns trägt in einem sehr tiefen Sinn.

Für uns wirst Du immer Teil des Projektes sein.

In großer Liebe und Respekt! Breaking Barriers

Liebe Helga,

Du hast mein Leben vollständig umgekrempelt. Da konnte ich glauben, dass es immer einen Weg gibt, trotz aller Schwierigkeiten. Wenn Du da bist, wächst meine Zuversicht.

Dein Dich innig liebender A.

Liebe Helga,

Ich erinnere mich, dass Du 2001 meinen Vortrag angehört hast, den ich als ganz junge Militärdienstverweigerin hielt. Diese unsere Verbindung war der Anfang einer grundlegenden und tiefgreifenden Veränderung meines Lebens. Breaking Barriers – das erfüllt mich mit größtem Stolz. Ich wuchs in diesem Projekt, immer mit Dir im Hintergrund. Du bist ein untrennbarer Teil meines Lebens. Du hast immer an mich geglaubt.

Was soll ich Dir noch einmal danken, lieber will ich sagen:

Ich liebe Dich, Keren



Antwort von Helga Dieter:

Meine lieben Breaking Barriers

November 2013

Während des Festes in Frankfurt übergab mir Moran die neue Broschüre von „Breaking Barriers“, und ich dachte: „Es ist ein Infoblatt über ihre Arbeit, das kenne ich ja alles schon.“ Dann kam die nächste Rede und der Blumenstrauß. Ich war ziemlich erschöpft an diesem Abend. Selbst bei den aufgeweckten Pointen des Kabarettisten fielen mir manchmal die Augen zu. Dann noch arabische Musik, der Oud-Spieler mit Yassers Begleitung und Mohammeds Gesang – das war erstklassig! Zu Hause habe ich ausgeschlafen. Dann warf ich den ersten Blick in eure Broschüre. Jetzt merkte ich erst, dass es eine Festschrift für mich ist. Ich war überwältigt. Ich habe immer wieder darin gelesen. Es war Honig für meine Seele.

All die eindrucksvollen Briefe berichten über persönliche Wandlungsprozesse in den Einstellungen und in den Gefühlen – nicht auf der Ebene von Friede, Freude, Eierkuchen, sondern über heftige Auseinandersetzungen mit den „Anderen“ und tiefgehende innere Kämpfe.

Vor elf Jahren beschimpfte ich Keren und B. wegen der chaotischen Buchhaltung einmal entnervt als „Kindergarten“. Sie fühlten sich beleidigt. Auch später haben wir uns oft heftig auseinandergesetzt – über das Konzept, das Programm, die Öffentlichkeitsarbeit, die Folgeaktivitäten – und über das Geld. Doch diese Diskussionen fanden auf einem stabilen Fundament von Zuneigung und Wertschätzung statt, manchmal auch Freundschaft und Liebe – doch damit geize ich bekanntlich.

Heute bin ich stolz auf meinen „Kindergarten“ und die heißen Briefe von coolen Typen – schöner als zum Muttertag.

Ganz herzlichen Dank! Helga

vacation from war

Die Begegnungen sind der Beginn vieler Folgeaktivitäten

Der palästinensische Koordinator Mohammed Joudeh und sein israelischer Kollege Shulti Regev, mit denen wir ebenfalls seit 12 Jahren zusammenarbeiten, haben den Akzent ihrer Präsentation auf die Folgeaktivitäten nach den Erstbegegnungen gelegt. Die verschiedenen Ideen zur gemeinsamen Weiterarbeit oder das Engagement in anderen couragierten Aktionsgruppen sind für mich der Beleg der Wirksamkeit des Dialogansatzes. Insofern war die Präsentation der „follow-up-Projekte“ für mich ein besonderes Geschenk.

Motiviert durch die „Ferien vom Krieg“, arbeite ich nun bei den „Fighters for Peace“ mit, deren Mitglieder aktive Kämpfer auf beiden Seiten waren und die jetzt für Frieden kämpfen. Für April 2014 plane ich zusammen mit Anderen eine Friedenskonferenz.

Moran, Israel

Die Rückkehr war nicht einfach.

Jeder von uns musste in sein gewohntes Leben zurück und versuchen, das, was er im Seminar gelernt hatte, in praktisches Handeln umzusetzen. Bei unseren Folgetreffen gab es viele Ideen und uns wurde bewusst, welche Kraft wir als Gruppe haben.

Wir entdeckten, dass es nicht länger ein Kampf zwischen Regierungen ist, mit dem wir nichts zu tun haben, es ist eine Auseinandersetzung, deren Teil zu sein, wir gezwungen werden.

Adnan, Abdallah, Yanif, Oday, Tamar

Dieses Seminar hat mir so viel Wissen vermittelt, aber auch beigebracht, Fragen zu stellen. Es war eine der großartigsten Erfahrungen meines Lebens. Jetzt bin ich Journalist bei Haaretz, arbeite mit beim Komitee gegen Folter und bin ein Sprecher bei „Breaking the Silence“.

Ido

Trennung ist Gift

Wir Juden und Araber, Israelis und Palästinenser trinken dieses Gift schon zu lange Jahre. Trinken es und sind überrascht, wenn wir merken, dass wir vergiftet sind.

An diesem ganz besonderen Projekt ‚Ferien vom Krieg‘ teilzunehmen, bedeutete einen entscheidenden Schritt hin zu unserer Genesung.

Das Projekt gab uns die unschätzbare wertvolle Möglichkeit zu entdecken, wie nah wir uns eigentlich doch sind.

Die Geschichten der anderen Seite kennenzulernen, ihre Gefühle mitzuempfinden, ihre Schmerzen zu spüren und ihre Gedanken zu verstehen, ließ unsere verdorbenen Vorurteile schmelzen.

Kein Thema blieb unbehandelt:

Besatzung, Terror, Siedler, Land, Religion, Holocaust etc.

In diesen zwei intensiven Wochen konnten wir nicht wie gewohnt vor den Schwierigkeiten weglaufen, indem wir die Schuld der anderen Seite zuschoben.

Zurückgekehrt in die alte Realität von Trennung und blindem Hass sind wir geradezu aufgeladen mit der Motivation, die Lage zu verändern, uns weiterhin zu treffen und zusammenzuarbeiten.

Wir planen bereits gemeinsame Projekte in Erziehung, Politik und sogar Wirtschaft.

Trennung ist Gift. Jetzt kennen wir alle ein Mittel zur Heilung.

Dank und nochmals Dank

Ich danke allen, die in den zwanzig Jahren zum Gelingen der großartigen Aktion „Ferien vom Krieg“ beigetragen haben. Es sind hunderte von engagierten Menschen aus vielen Ländern, die meist in ihrer Freizeit an dieser beispielhaften Friedensarbeit mitgearbeitet haben: durch die Vorbereitung, Organisation und Begleitung der Kinderfreizeiten in und nach den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien; durch die erfahrungsbezogene Fortentwicklung des Konzepts von der humanitären Hilfe zur zivilen Konfliktbearbeitung; durch Ideen und Materialien für friedenspolitische Workshops; durch die Moderation des Dialogs zwischen jungen Menschen aus feindlichen Lagern; durch die teilnehmende Beobachtung und Dokumentation der sozialen Prozesse bei den Seminaren; durch die Erfüllung ungewöhnlicher Speisewünsche von den kooperativen MitarbeiterInnen der Tagungsstätten; durch die heilenden Hände der Shiatsu-PraktikerInnen, die seit fast 20 Jahren in allen Gruppen Verkrampfungen lösen und Aggressionen aufweichen; durch die HelferInnen bei ungeliebten Verwaltungsarbeiten, Erledigungen und Fahrdiensten; durch die unbürokratische Behandlung von Anträgen seitens einzelner Politiker oder Diplomaten; durch die Übersetzung von Berichten, Briefen und Interviews aus sechs Sprachen; durch das Organisieren von Benefizveranstaltungen und vor allem durch die Zuwendungen der Spender und Spenderinnen, denen hier an anderer Stelle gedankt wird. Ohne die jahrelange, vielseitige Hilfe meiner Schwester Willfriede, auch bei ungeliebten praktischen Arbeiten, sowie ihre konzeptionellen Anregungen und stilistischen Korrekturen, hätte ich die Belastungen nicht geschafft, denn ein solches Projekt ist in der Spendensammlung, Verwaltung, Organisation, Konzeptentwicklung, Durchführung und den Folgeaktivitäten von einer Person in ehrenamtlicher Arbeit nicht zu bewältigen.

Deshalb werden nun Birgit Hogefeld und Barbara Esser mit je einer halben Stelle im neuen Büro arbeiten, zusammen mit Brigitte Klaß, die schon lange ehrenamtlich die Gruppen aus dem ehemaligen Jugoslawien betreut.

Alles Gute dem neuen Team!

Der letzte Dank gilt posthum meinem Mann Ulrich Billerbeck. Er war nicht immer einverstanden mit dem Ausmaß meiner zeitlichen und psychischen Inanspruchnahme durch das Projekt. Andererseits erlebten wir einige außergewöhnliche Situationen gemeinsam wie die abenteuerliche Fahrt „Durch die Schluchten des Balkans“ (siehe Broschüre 2001), als wir während der Kämpfe im Norden Mazedoniens im Steinhagel durch den südlichen Teil fuhren. Wir wussten nicht, dass unser alter, weißer Mercedes das typische Auto der UCK war und Ullis Surfbrett für ein Waffenversteck gehalten wurde. Auch in der Wüste bei Jericho gerieten wir in eine sehr gefährliche Situation (Broschüre 2003). Ohne ihn wäre ich nie dorthin gefahren.

Er war in den letzten zehn Jahren durch nachwachsende Hirntumore zunehmend desorientiert. Unsere Pfleger Cornel oder Klaus halfen ihm liebevoll und hielten mir den Rücken für die Projektarbeit frei.

Im November lud ich vor der 20-Jahr-Feier das gesamte Team nach Hause ein. Fast alle kamen. Ulli war dabei, wenn er sich auch nicht mehr äußern konnte. Das Treffen im privaten Rahmen war sehr informativ und unterhaltsam. Mein tiefer Dank gilt all denjenigen, die uns, nach fast 50 gemeinsamen Jahren, ohne übergriffige ‚Fürsorge‘, solidarisch den Abschied erleichtert haben. Der palästinensische Koordinator A. kam zu meiner großen Freude im Januar 2014 zu Ullis Beerdigung.



Feier in Tuzla, Bosnien und Herzegowina

20 Jahre Arbeit für den Frieden



Aus allen Teilen des ehemaligen Jugoslawien reisten im September fast 600 ehemalige Teilnehmer des Projektes nach Tuzla (BiH) zur 20-Jahr-Feier von ‚Ferien vom Krieg‘. Viele hatten sich lange nicht gesehen, die Freude und Aufregung waren überall spürbar. Einen Tag lang war das Stadtbild geprägt durch die weißen T-Shirts mit Friedens-Slogans der

Gemeinsames Gedenken, immer noch ungewöhnlich:

Die Jugendlichen gedenken gemeinsam der 71 meist jugendlichen Opfer eines Granatenanschlags, der 1995 von serbischen Truppen auf die Stadt Tuzla verübt wurde.



Die lokale Presse berichtete: „20.000 Teilnehmer aus dieser Region waren an dem Projekt beteiligt, das rechtfertigt es, von einer großen „Armee für den Frieden“ zu sprechen, deren Hymne das Lied von Balasevic „Samo da rata ne bude – es darf keinen Krieg mehr geben“ ist. Heute haben die Gäste mit ihren Friedensbotschaften auf den weißen T-Shirts Blumen zum Denkmal in Tuzla gebracht (Kapija), und danach ihre Hymne im Zentrum der Stadt gesungen.“
übersetzt aus www.Tuzlarije.net

Für das Programm der Abendveranstaltung in Tuzla dachte sich Edit Veres die Wahlrede einer Kandidatin der Friedenspartei aus:

„Liebe Gäste, verdiente Friedensaktivisten,
ich wünsche Ihnen einen guten Abend.

Wir stehen vor der Wahl, die über die Zukunft unserer Region entscheidet, und Sie können sich zwischen der „Fröhlichen Partei der Friedensfreunde“ und der „Unfreundlichen Kriegs-Partei“ entscheiden.

Die „Fröhliche Partei der Friedensfreunde“ wird ihre Kampagne in Bosnien-Herzegowina, Kroatien und Serbien führen, unser Motto lautet: „Gib Deine Stimme für den Frieden!“ Wir erklären, dass wir mit der Erfüllung unserer Ziele bei uns selbst anfangen werden, und uns dann an andere wenden.

Wir werden uns um uns kümmern, aber nicht auf Kosten von anderen, und wir werden unsere Prioritäten sehr sorgfältig wählen.

Wir lieben Rotkäppchen, aber wir werden auch den Wolf respektieren. Wir versprechen Toleranz, denn Toleranz ist der Maßstab für menschliche Größe.

Wir werden unseren Mut erproben, sollten wir in der Minderheit bleiben, und unsere Toleranz, wenn wir die Mehrheit gewinnen.

Wir werden nicht zulassen, dass aus Toleranz Indifferenz wird.

Wenn wir vor Konflikten stehen, werden wir sie als Chance begreifen, unser Leben zu verbessern, denn Konflikte sind Teil des Lebens, eine Quelle der Vielfalt.

WIR WERDEN FÜR DEN FRIEDEN KÄMPFEN!

Frieden ist eine Sache des Bewusstseins, und wir öffnen unser Herz für alle, die Unterschiede zu würdigen wissen.

Unser Ziel ist es, den Frieden in jedem Winkel des menschlichen Geistes zu verankern und über ihn zu wachen. Deswegen bitte ich Sie noch einmal:

Geben Sie Ihre Stimme für den Frieden!“

Neum, Bosnien und Herzegowina

Die Begegnungen im Sommer 2013

In Neum, an der bosnischen Mittelmeerküste fanden letzten Sommer zwei Freizeiten mit jeweils 100 Teilnehmern aus Bosnien und Herzegowina, Kroatien und Serbien statt. (Text: Brigitte Klaß)



In Workshops stellten sie die Situation in ihrer Heimat dar, diskutierten über den Krieg und seine Auswirkungen bis heute, über gewaltfreie Methoden zur Konfliktlösung und Toleranz.

Aber die eigentliche Verbrüderung fand in den Nächten statt. Möglichst viele Jugendliche drängten sich in

ein Zimmer, um die Debatten vom Tag fortzuführen, Erfahrungen aus der Schule oder dem Elternhaus auszutauschen. Diese Gespräche gingen oft bis 4 Uhr in der Früh. Kein Wunder, dass sie am Morgen kaum aus den Betten kamen.

In den meisten Heimatstädten gibt es mittlerweile regelmäßige Strukturen. Bei wöchentlichen Treffen werden die Freizeiten vorbereitet. Die Erfahrungen ihrer gemeinsamen Ferien tragen die Jugendlichen an die Öffentlichkeit: Mit Aufführungen einer Friedensperformance, mit Friedensmärschen, Info-Tischen oder Beiträgen im Internet.



Beim Ausflug von Neum nach Dubrovnik führten die Jugendlichen ihre Performance vor. Sie erhielten viel Zustimmung und Applaus und waren so



Als Slogan für ihre Freizeit wählte die Gruppe diesmal:

„Jaci od Granica“
„Stärker als die Grenzen“.

begeistert, dass sie noch eine Stunde lang sangen und tanzten und 120 Euro für das Projekt sammelten.

Für besonders aktive Teilnehmer findet jedes Jahr ein Camp statt, abwechselnd in den Heimatstädten der Jugendlichen. Viele entwickeln sich durch die regelmäßige Arbeit zu Organisatoren und Mitarbeitern. In Neum waren dieses Jahr sieben von zehn Betreuern früher als Kinder dabei gewesen. Das Camp fand dieses Jahr in Tuzla statt und wurde vollständig von ganz jungen ehemaligen Teilnehmern organisiert und geleitet.

Wir danken allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

für die inhaltliche Gestaltung und die Betreuung der Jugendlichen bei den Freizeiten in Neum und beim Camp, sowie bei der Vorbereitung, Organisation und Gestaltung der Jubiläumsfeier in Tuzla.

Koordination: *Alma Dzinic-Trutovic, Brigitte Klaß.*

Betreuung der Gruppen: *Sonja Acinovic, Emina Beganovic, Jasmina Boric, Tarik Calkic, Fuad Halilovic, Edin Heric, Ismet Sokoljanin, Ranka Kojcinovic, Vesna Lakic, Dalibor Lukic, Dragan Lukic, Vlasta Markovic, Sadifa Memic, Sena Mujcinovic, Semir Salihovic, Ramiz Sehic, Alexandar Sremac, Darko Stojcovic, Stamenka Sudar, Dinka Vehbic, Avdo Zec.*

Betreuung der Website und der Facebook Gruppe: *Valerija und Sasa Forgic*

Organisation und Durchführung der Jubiläumsveranstaltung: *Azra Basic, Gordana Duric, Alma Dzinic-Trutovic, Monika Kleck, Irena Müller, Vanja Nedic, Semir Salihovic, Vedrana Simic, Namik Trutovic, Tahir Zustra.*

Ein besonderer Dank gilt dem Personal des Hotel Neum, das uns 10 Jahre

Bosnien und Herzegowina

Trikot-Tausch in Gornji Vakuf-Uskoplje

Während des Krieges schossen sich kroatische und muslimische Nachbarn von Gornji Vakuf gegenseitig in die Fenster. Nach dem Krieg teilten sie die Stadt mit einer unsichtbaren Linie. (Text: Brigitte Klaß)

Die Bezeichnung des kroatischen Teils, „Uskoplje“, wurde dem Stadtnamen angehängt. Bis heute dreht sich das gesamte Alltagsleben um nationale Zugehörigkeit, Religion und Politik. Menschen, die sich nicht nach diesen Kategorien definieren, werden angefeindet, denn die Gemeinde akzeptiert niemanden, der anders denkt.

Seit 20 Jahren kommen Teilnehmer aus Gornji Vakuf-Uskoplje zu unseren Freizeiten. Die Kinder der ersten Jahre schlossen Freundschaften, die sie aber zuhause verschweigen mussten. Ihre Schule ist genauso geteilt, wie die Stadt: die Kroaten lernen im Erdgeschoss, die Bosniaken im ersten Stock. Sie haben jeweils einen eigenen Eingang, und nur diesen dürfen die Schüler benutzen.

Seit 2002 laden wir Jugendliche ein, die ihre Freundschaften besser gegen das Umfeld verteidigen können. Sie wehren sich dagegen, dass die Spaltung der Stadt ihr ganzes Leben bestimmt. Sie organisieren gemeinsame öffentliche Aktionen in der Schule oder vor dem Jugendzentrum, das genau auf der Trennlinie liegt und wo sie sich treffen können.

Vor Fußballspielen der kroatischen und bosnischen Nationalmannschaft wird die Feindschaft zwischen den beiden Stadtteilen besonders deutlich. Junge Männer stellen sich entlang der „Linie“, erst beschimpfen sie sich gegenseitig, dann fliegen die Fäuste. Manchmal kommt eine Spezialeinheit der Polizei aus Sarajewo vor so einem Spiel nach Gornji Vakuf-Uskoplje, um Schlägereien zu verhindern.

Adnan Gavranovic, 1996 Teilnehmer bei ‚Ferien vom Krieg‘ und heute Leiter des Jugendzentrums, erzählt von einer mutigen Aktion gegen diese Feindschaft:

Zvornimir aus dem kroatischen Uskoplje kam als 11-Jähriger ins

Jugendzentrum. Er war sehr neugierig und verspielt. Mit 14 fuhr er mit den ‚Ferien vom Krieg‘ nach Neum ans Meer und fand Freunde aus Serbien, Kroatien und Bosnien-Herzegowina. Er beteiligte sich an verschiedenen Friedens-Workshops, lernte, dass Unterschiede Menschen verbinden können, und fand, alle Kinder der Welt sollten solche Sommerferien erleben dürfen. Zvornimir veränderte seine Meinung über die Menschen anderer Religionen und Nationalitäten und erkannte, dass sie gar nicht so anders sind.

Seine Nachbarn in Uskoplje reagierten verstört und verärgert darauf, dass Zvornimir so viel Zeit mit den Jugendlichen der „anderen Seite“ verbrachte.

Für Zvornimir war das sehr schwer, immer wieder riefen ihm Leute Schimpfworte hinterher, wurde er in der Schule angemacht und beleidigt. Für einige Monate mied er das Jugendzentrum, war verschlossen und deprimiert. Aber er kam zurück, fuhr ein zweites Mal nach Neum und erzählte dort die Geschichte seiner Stadt und seines Engagements. Wieder zu Hause,



Zvornimir und Armin widersetzen sich dem ungeschriebenen Gesetz der Trennung und tauschen die Trikots ihrer Nationalmannschaften

beschlossen Zvornimir und sein bosnischer Freund Armin vor einem Fußballspiel, die Trikots ihrer Mannschaften zu tauschen. Zvornimir zog ein Trikot der bosnischen Nationalmannschaft an, sein Freund ein kroatisches. Sie fotografierten sich in dieser Aufmachung und veröffentlichten das Foto bei Facebook. Dies stieß auf große Resonanz, es gab viel Unterstützung für die beiden, aber auch böse Kommentare. Zvornimir sagt, er weiß bis heute nicht genau, warum sie das gemacht haben, aber er ist froh, weil sie zeigen konnten, dass Menschen aus verschiedenen Volksgruppen Freunde sein

Bosnien und Herzegowina

„Babylution“ gegen das ethnisch zersplitterte System

Im Februar 2013 erklärte das Verfassungsgericht von Bosnien-Herzegowina (BiH) das Gesetz über die persönliche Identitätsnummer (JMBG), die im Pass oder Personalausweis stehen muss, für ungültig, aber das Parlament konnte sich nicht auf eine Neufassung einigen. (Text: Brigitte Klaß)

Die Vertreter der Republik Srpska verlangten unterschiedliche Nummern für ihren Landesteil, die Vertreter der bosnisch-kroatischen Föderation wollten einheitliche Nummern. Das führte dazu, dass seit Februar überhaupt keine Nummern mehr vergeben wurden, Neugeborene existierten auf Verwaltungsebene nicht.

Deshalb konnte die drei Monate alte Belmina Ibrisevic nicht für eine Stammzellentransplantation nach Deutschland gebracht werden. Nach vergeblichen Vorsprachen bei den verschiedenen Behörden blockierten die verzweifelten Eltern, Verwandten und Freunde der Familie am 5. Mai mit ihren Autos die schmale Zufahrtsstraße zum Parlament in Sarajevo. Die Nachricht von dieser Aktion und den von der Polizei dafür verhängten Bußgeldern verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Im Internet, über Twitter, mit Plakaten und über die sozialen Netzwerke wurde zum Protest aufgerufen.

„Niemand weiß, wie das so schnell zustande gekommen ist, es gab keine Gruppe, die ‚dahinter gesteckt‘ hat“, sagte Vlasta, die mit an den Protesten teilnahm. „Gerade weil keine Organisation diese Proteste für sich reklamieren konnte, waren sie so erfolgreich.“

Die Polizei wurde völlig überrascht, und so konnten Zehntausende am 6. Mai bis auf die Stufen des Parlaments vordringen und eine dichte Menschenkette um den großen Gebäudekomplex ziehen. In der vordersten Reihe standen Mütter mit Kindern, die Polizei traute sich nicht, mit Gewalt gegen sie vorzugehen.

Es gab drei zentrale Forderungen:

- Sofortige Verabschiedung eines Gesetzes zu den Identitätsnummern



Zu den Hintergründen:

Der Vertrag von Dayton, der 1995, nach Ende des Krieges im ehemaligen Jugoslawien, die Grundlagen des neuen Staates Bosnien und Herzegowina festlegte, schuf eine nach ethnischen Kategorien zersplitterte politische Struktur, die die Süddeutsche Zeitung unter dem Titel „Im Selbstbedienungsland“ beschrieb: „In dem Balkanland, das mit knapp 3,9 Millionen Einwohnern nur etwas mehr Einwohner hat als Berlin, gibt es zunächst den Zentralstaat, mit drei Präsidenten, etlichen Ministerien und einem Parlament. Es gibt die vor allem von Serben bewohnte Republik Srpska, mit Präsident, Ministerien und Parlament. Es folgt die von bosnischen Muslimen und Kroaten bewohnte Föderation Bosnien und Herzegowina, mit eigener Regierung und Parlament. Und da sind die 10 Kantone, die Regierungsbezirke der Föderation, jeweils mit, man ahnt es, Regierungen, Ministerien und Parlamenten. Allein auf der zentralen Ebene reden wir von 14 Haushalten.“ (SZ v. 24.07.13) In der Föderation geht rund die Hälfte des Staatshaushaltes in den Unterhalt dieser Bürokratie, in der Republik Srpska sind es sogar 63%.

Im Zentralstaat haben die Republik Srpska und die Bosnisch-Kroatische Föderation ein Veto-Recht, daran scheitern regelmäßig Gesetzesvorhaben. So gibt es im Agrarstaat Bosnien und Herzegowina nicht einmal ein Agrarministerium und Agrarkontrollen auf EU-Niveau, Exporte in die EU sind nicht möglich. Die Arbeitslosenquote liegt bei 44%, vor allem junge Leute

- Straffreiheit für alle Demonstranten
- Reduktion der Gehälter der Parlamentarier um 30%. Das eingesparte Geld sollte in einen Fonds zur Unterstützung kranker Kinder fließen.

Nach langwierigen Verhandlungen konnten die Abgeordneten um vier Uhr morgens das Gebäude verlassen. Zuvor hatten sie noch schnell einen einstweiligen Erlass für die Ausgabe der Identitätsnummern verabschiedet, der Belmina die Ausreise ermöglichte.

Während die Vertreter der Republik Srpska dann Sarajevo mit der Begründung verließen, für Serben sei die Stadt nicht mehr sicher, wurden die Proteste in den nächsten Tagen fortgesetzt. Auf ihrer Website „JMBG für alle“ beschrieben die Demonstranten ihre Ziele:

Wir sind die Bürger dieses Landes, Eltern mit Kindern, Studenten, Hausfrauen, Arbeiter, Arbeitslose, Rentner, und unabhängig von ethnischen oder religiösen Gruppen oder anderen Kriterien ist es unser gemeinsames Interesse, dass die Rechte jedes einzelnen Menschen respektiert werden, besonders die der Kinder. Wir wenden uns an alle Bürgerinnen und Bür-



ger, die in einem Staat leben wollen, in dem die Politiker ihre Arbeit tun und ihre gesetzlichen Aufgaben erfüllen, einem Staat, in dem ein sicheres und würdiges Leben aller Bürger wichtiger ist als nationale Interessen und Parteipolitik.

Vor dem Parlament richteten die Demonstranten ein Café ein, dessen Erlös in den geforderten Fonds floss. An zwei Tagen veranstalteten bekannte Bands dort Solidaritätskonzerte für über 10.000 Zuhörer.

Auch in Belgrad, Zagreb, Mostar, Zenica und vielen anderen Städten gab es Solidaritätsdemonstrationen.

Vlasta und Bakir, die an den Solidaritätsdemonstrationen in Tuzla teilnahmen, befürchteten erst, es würden nur ganz wenige Leute kommen, aber dann wuchs die Menge rasch auf mehrere hundert an. Spontan bildete sich eine Gruppe, die sich „Schnuller“ nannte. Ein Schnuller mit Faust avancierte zum Symbol der Protestbewegung, die in der internationalen Presse als Babylution bekannt wurde.

Tarik, der in Sarajevo von Anfang an mit dabei war, fand es besonders toll, als aus der Republik Srpska Busse mit Unterstützern eintrafen. Die Transparente an den Bussen waren extra in kyrillischer Schrift verfasst, um allen zu zeigen, dass hier Serben ihre Solidarität ausdrückten. Die jungen Leute aus Banja Luka saßen stundenlang vor dem Parlament, und als Tarik und seine Freunde ihnen Essen und Getränke brachten, beteiligten sich auch andere Bürger Sarajevos an ihrer Versorgung.

Nach sechs Protesttagen stellten die Demonstranten den Parlamentariern das Ultimatum, bis zum 1. Juli ein endgültiges Gesetz zu den Identitätsnummern zu verabschieden. Noch einmal demonstrierten Tausende an diesem Tag und sprachen den Parlamentariern die „Kündigung“ aus.

Inzwischen ist die alte Regelung über die Identitätsnummern wieder in Kraft gesetzt. Gegen die Protestierer wurde nicht vorgegangen, zumindest konnte Tarik darüber nichts finden. Und einige Politiker erklärten sogar, sie würden etwas für den geforderten Fonds spenden, 1% ihres Gehaltes.

Für die Demonstranten waren diese Proteste trotz des mageren Ergebnisses eine ganz wichtige Erfahrung.



Dass wir die Regierung zwingen konnten, etwas zu tun, nur dadurch, dass wir uns einig waren und vor dem Parlament standen, das war eine ungeheure Erfahrung für uns. Das werden wir nie vergessen, und das war sicher nur ein Anfang. Gerade die jungen Leute wollen sich nicht länger gegeneinander hetzen lassen, sondern für eine Zukunft in ihrem Land eintreten. (Vlasta Markovic)

Wir haben jetzt erkannt, dass wir gemeinsam stark sind und etwas erreichen können. Alle waren begeistert darüber, wie intelligent und witzig die Demonstranten auftraten, wie aus dem Nichts heraus eine so große Bewegung entstehen konnte. (Tarik Calkic)

Und alles ist friedlich geblieben! Das war das Beste! Wo uns die Politiker sonst immer einreden, dass die „Anderen“ unsere Feinde und gefährlich seien. Die Stimmung war ganz toll, überall rannten die kleinen Kinder durch die Menge und alle fühlten sich verantwortlich für sie und passten auf sie auf. (Bakir Smajić)

Bosnien und Herzegowina

Aktuelle Entwicklungen im Februar 2014

„Die sozialen Unruhen in Bosnien sind die größten seit dem Krieg. Erstmals wird über die ethnischen Grenzen hinweg protestiert.“ (FAZ vom 10.02.14)

Am 4. Februar demonstrierten in Tuzla Arbeiter aus vier privatisierten Firmen vor dem Gebäude der Kantonal-Regierung gegen drohende Entlassungen. Ihre Forderungen wurden nicht gehört. Die Polizei ging brutal gegen die Demonstranten vor und löste eine landesweite Protestwelle aus. In 33 Städten gab es Demonstrationen, in Tuzla, Sarajewo, Mostar und Zenica wurden Regierungsgebäude gestürmt und angezündet. Die Forderungen waren überall die selben:

- Rücktritt der Kantonal-Regierungen
- Bildung neuer Regierungen aus parteiunabhängigen Experten
- Bezahlung der Politiker nach dem Durchschnittslohn
- Rücknahme der Privatisierungen

Alle Berichtersteller waren sich einig darüber, dass es den Demonstranten gelungen war, die ethnischen Spaltungen zu überwinden. „Endlich ging es einmal nicht um *Identität* und die Kompetenzen dieser oder jener föderalen Einheit, um Rechte für die *Sprachen*, die sich doch gar nicht ernsthaft unterscheiden. Endlich, so schien es, gehen die Bürger die wirklichen Probleme an: das Elend, den Stillstand, die Arbeitslosigkeit, und sie tun es über die albernen ethnischen Trennungen hinweg“ (FR vom 10.02.14)

„Wir haben Hunger, und zwar in drei Sprachen: Der Slogan auf einem Plakat war der meistbeklatschte.“ (FAZ vom 15.02.14)

Inzwischen sind in drei Kantonen die Regierungen zurückgetreten, wie es weitergeht, ist im Moment nicht abzusehen.

Aber die Überwindung der ethnischen Spaltung hat den Menschen Hoffnung gemacht. „Endlich waren wir einmal alle einig“, sagt Alma Dzinic-Trutovic, die bei allen Demonstrationen in Tuzla dabei war.

Kroatien

Sprachenstreit in Vukovar

Vanja Nedic aus Vukovar kam als 14-Jährige erstmals nach Neum. Mit 17 organisierte sie eine eigene Gruppe von Teilnehmern aus Vukovar, Kroatien, und arbeitet seitdem bei ‚Ferien vom Krieg‘ mit. Sie stammt aus einer „gemischten“ Familie, die Mutter ist Kroatin, der Vater Serbe. „In Zagreb bedauern mich die Leute, wenn sie hören, dass ich aus Vukovar bin“, erzählt Vanja. „Sie fragen, ob es sehr schlimm sei mit den Serben dort. Ich sage dann immer: einer wohnt sogar bei mir im Haus und kann ganz schön nerven. Er ist mein Vater.“



(Text: Vanja Nedic)

2013 war für Kroatien ein Jahr wichtiger Entscheidungen und Ereignisse. Nach 10 Jahren Verhandlungsmarathon, der die Bevölkerung erschöpfte, wurden wir endlich Mitglied in der EU. Das hatte positive Auswirkungen: Das Programm „Youth Warranty“ schuf Jobs für arbeitslose Jugendliche, wir konnten Gelder aus EU-Fonds zur Unterstützung unserer darniederliegenden Wirtschaft nutzen und, besonders wichtig, wir wurden Teil des entwickelten West-Europa. Leider nur auf dem Papier, wie sich schnell herausstellen sollte.

Alle diese positiven Entwicklungen wurden durch eine Volksabstimmung, die Rechte Homosexueller einschränkte, verdrängt. Und jetzt werden Unterschriften für ein zweites, noch gefährlicheres Referendum gesammelt. Es fordert die Einschränkung von Minderheitenrechten, und wir alle wissen, dass damit Vukovar und die serbische Minderheit gemeint sind.

Nach der kroatischen Verfassung hat jede Volksgruppe, die mehr als 33% der Bevölkerung einer Stadt ausmacht, das Recht auf die Anerkennung ihrer Sprache als Amtssprache. In Vukovar ergab die Volkszählung 2011, dass die serbische Minderheit seit 2001 von 32% auf 34% angewachsen war. Deshalb

hat sie jetzt das Recht, ihre Sprache als Amtssprache zu nutzen. (Das Referendum fordert die Heraufsetzung der Grenze auf 50%. Anm. der Red.) Die Kennzeichnung von Behörden mit Schildern in serbischer oder kroatischer Sprache führt ständig zu Konflikten. Vielleicht sind Sie überrascht, schließlich haben Kroatisch und Serbisch dieselbe Wurzel und können als verschiedene Dialekte einer Sprache bezeichnet werden (vergleichbar der deutschen Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz – die gleiche Sprache mit kleinen Unterschieden). Das Problem liegt in der Schrift. Kroaten benutzen die Lateinische Schrift, Serben schreiben kyrillisch. Ich weiß, das wirkt erstaunlich, ja surreal, aber so ist die Realität in Vukovar und auch in ganz Kroatien.

Wir erlebten Versammlungen, Protestaktionen und Straßenkämpfe, alle mit einem Ziel: kyrillische Beschriftungen in Vukovar zu verhindern. Kriegsveteranen und ihre Sympathisanten gründeten eine neue Organisation: „Hauptquartier für die Verteidigung des kroatischen Vukovar“. Sie können einen großen Teil der Kroaten mobilisieren, indem sie die Kriegserinnerungen nutzen: Vukovar ist für viele Kroaten

Vukovar – Grad heroj (Heldenstadt)

1990 lebten in Vukovar über 44.000 Menschen, davon 47% Kroaten und 32% Serben. Mischehen waren häufig, 8% der Bevölkerung bezeichneten sich als Jugoslawen. 1991 wurde die Stadt 81 Tage von der jugoslawischen Volksarmee und serbischen Freischärlern belagert. Auf jeden Quadratmeter fielen Geschosse, Vukovar wurde zur Geisterstadt. Beim Massaker von Ovčara wurden über 200 Kroaten getötet, die sich beim Einmarsch der Armee ins Krankenhaus des Roten Kreuzes geflüchtet hatten. Dem kroatischen Anführer Franjo Tuđman wurde später vorgeworfen, Vukovar geopfert zu haben, um die Weltöffentlichkeit zu alarmieren und Unterstützung für die angestrebte Unabhängigkeit Kroatiens zu gewinnen. Nach der Belagerung siedelten sich serbische Flüchtlinge aus anderen Teilen Kroatiens an. Ab 1997 kehrten kroatische Flüchtlinge zurück, und 1998 wurde Vukovar nach Kroatien reintegriert. Der serbischen Minderheit wurden besondere Rechte eingeräumt. Bis heute nimmt Vukovar eine zentrale Bedeutung im kroatischen Opfer – und Heldenmythos ein.



Zerstörung kyrillischer Schrifttafeln

eine Art nationales Heiligtum. Am 18. November, dem 22. Jahrestag des Falls von Vukovar, blockierten sie sogar unseren Präsidenten, den Premierminister und eine Parlamentsdelegation, die der Opfer des Völkermordes in Ovčara gedenken wollten.

Jetzt hören wir regelmäßig, dass Schilder an Amtsgebäuden zerstört und einige Tage später erneuert wurden.

Das wiederholt sich, eine Gruppe zerstört die Schilder, und bald danach bringen die Behörden neue Schilder an. Wir haben jetzt sogar eine spezielle Polizeitruppe, die diese Schilder bewacht. Können Sie sich vorstellen, bei einem Besuch der Gesundheitsbehörde durch ein Spalier von Polizisten gehen zu müssen, alle gepanzert von Kopf bis Fuß und bereit, Sie zusammenzuschlagen, wenn sie eine plötzliche Bewegung machen? Mir ist das passiert, und ich kann immer noch nicht glauben, dass dies 22 Jahre nach Kriegsende geschieht. Diese Ereignisse verstärken die Spaltung in unserer Stadt. Der Sprachenstreit ist ein Tabu unter den Einwohnern Vukovars, niemand redet darüber. Wir warten jetzt alle ab, ob es ein Referendum geben wird. Wenn es stattfindet, sind die Rechte aller nationalen Minderheiten in Gefahr, und Kroatien droht zurückzufallen in die Zeit von 1991, zurück in den Krieg. Noch haben wir den Status quo, aber wenn das Referendum durchkommt, werden alle, die nicht Kroaten,

Katholiken oder heterosexuell sind, nicht mehr willkommen sein. So sieht unsere Realität aus, keine erfreuliche Situation.

Sie wird illustriert durch die Aktion des Fußballers Josip Simunic nach dem Sieg der Kroatischen Nationalmannschaft über Island, mit dem sich die Mannschaft für die Fußballweltmeisterschaft in Brasilien qualifizierte.

Simunic schrie der Menge „Za Dom“ entgegen, und 30.000 Menschen antworteten mit „Spremni!“

(das wäre vergleichbar damit, dass in Deutschland ein Fußballer „Sieg“ ruft, und die Menge antwortet mit „Heil“; Anm. d. Red.). Dies ist der berüchtigte Gruß der NDH (faschistischer Ustasa-Staat), einem finsternen Teil der kroatischen Geschichte. Unter diesem Gruß wurden tausende Juden, Serben und Roma ermordet, es gab große Konzentrationslager wie Jasenovac und Goli- otok, über die bis heute in Kroatien gestritten wird. Simunic erhielt eine Geldstrafe durch den Staatsanwalt und den Kroatischen Fußballverband. (Der Weltfußballverband sperrte ihn für zehn Spiele, an der WM kann er nicht teilnehmen. Anm. d. Red) Natürlich verteidigt sich Simunic nun damit, dass er nichts Böses gewollt habe. Dies alles steigert das



Teilnehmer von ‚Ferien vom Krieg‘ zeigen Präsenz in Vukovar: Jetzt erst recht!

Gefühl von Unsicherheit und Terror.

In dieser Situation in unserer Stadt und im ganzen Land wollten die Jugendlichen Friedensaktivisten etwas tun, um den Friedensgedanken in Vukovar zu unterstützen und öffentlich zu zeigen, dass ein friedliches Zusammenleben möglich ist. Wir hatten vereinbart, dieses Jahr keine Friedensmärsche in den einzelnen Städten zu organisieren, sondern uns zu einer gemeinsamen Aktion anlässlich des Jubiläums in Tuzla zu treffen. Aber jetzt organisierten die Jugendlichen ihren eigenen Friedensmarsch und trugen Slogans der Freizeiten in Neum auf großen Transparenten durch die Stadt:

„Wir brauchen und wir wollen Frieden“

„Stärker als die Grenzen“

„Unsere Unterschiede verbinden uns“

Damit wollten wir den Bürgern, die Unterschiede zwischen den Menschen machen und für Gewalt eintreten, zeigen, was wir davon halten und dass wir nicht aufgeben werden.

Friedensaktion von ‚Ferien vom Krieg‘ in Vukovar

(Text: Ugljesa Bijelic) Die Sonne ging auf, aber sie kündigte keinen gewöhnlichen Tag an. Es lag etwas in der Luft, Du konntest es spüren, ein Gefühl, das Du in Vukovar nicht oft erlebst, etwas ganz Besonderes.

Oh ja, es war Samstag, 21. September, der Internationale Tag des Friedens. Eine ganz spezielle Gruppe hatte sich zu einem Friedensmarsch versammelt, um dieses besondere Gefühl mit anderen zu teilen, um allen zu zeigen, wie Frieden gelebt werden kann.

Unser Weg führte durch das Zentrum von Vukovar. Wir trugen Plakate und Transparente mit Friedensbotschaften. Unser Bürgermeister Zeliko Sabo begrüßte uns mit einem Lächeln und schloss sich uns an. Wir hängten zwei große Transparente von der Brücke, damit jeder unsere Botschaft sehen konnte. Wir waren stolz. Ein Teil der Gruppe dekorierte die Mauer des Fußballstadions von Vukovar. Die anderen sprachen im Stadtzentrum



Andrej Lazic und Ugljesa Bijelic

Passanten auf das besondere Datum an und boten ihnen unsere Friedenstaschen an, zu einem symbolischen Preis von 10 Kuna (1,30 €).

Und hier ging der Spaß richtig los. Wir machten einen Wettbewerb daraus. Wer würde die meisten Taschen verkaufen? Eine Zeit lang war es ziemlich ausgeglichen, aber dann gingen Andrej Lazic und ich in Führung.

Wir verkauften alle Taschen, die die Gruppe in der Stadtmitte dabei hatte. Jetzt waren wir erst richtig in Fahrt und wollten nicht aufhören, deshalb gingen wir zum Adica Park, wo eine Ökologiemesse stattfand und die NGO „Europa Haus Vukovar“ einen Stand hatte. Dort holten wir uns neue Taschen und verkauften sehr viele in kurzer Zeit. Die Leute waren überrascht und erfreut über unsere Energie und Begeisterung, wir selbst glühten vor Freude und Glück. Am Abend hatten wir mehr als 700 Kuna verdient. Am nächsten Tag wiederholten wir die Aktion und verdienten 800 Kuna für unser Projekt. Ist das nicht toll?

Manche mögen das ja für langweilig halten, aber wir hatten unseren Spaß,

Rahovec, Süd-Kosovo

Die Freizeit 2013 hing am seidenen Faden

Die Gruppe aus der südkosovarischen Kleinstadt Rahovec sollte, wie schon in den vergangenen Jahren, wieder um die 30 Teilnehmer umfassen, etwa die Hälfte aus albanischen und je ein Viertel aus serbischen und aus Roma-Familien. Doch zwei Wochen vor dem geplanten Beginn der Begegnungen rief Nazrije Sharku, die langjährige Koordinatorin aus unserer Partnerorganisation YFT (Youth for Tomorrow), verzweifelt im Frankfurter Büro an und sagte, sie und ihr Team hätten immer noch nicht genügend serbische Teilnehmer gefunden. (Text und Interviews: Birgit Hogefeld)

Nazrije gelang es dann aber doch noch, wankelmütige Eltern im serbischen Teil von Rahovec und in der serbischen Enklave Velika Hoca mit viel Einsatz und Engelsgeduld davon zu überzeugen, dass ihre Kinder bei der Freizeit in Ulcinj (Montenegro) sicher aufgehoben sind und von der Begegnung mit *den anderen* profitieren. In Ulcinj erzählte Nazrije, ihr sei in dieser Zeit oft mulmig zumute gewesen, sie habe sich häufig gefragt, was denken die Albaner und was denken die Serben, wenn sie sehen, dass sie, die Albanerin, mehrmals wöchentlich bis in den späten Abend hinein bei *den Serben* ist: „so etwas wird in Rahovec auch heute noch von beiden Seiten genau beobachtet“.



Nazrije Sharku ist die langjährige Koordinatorin der Freizeiten mit Jugendlichen aus Rahovec im Süden des Kosovo. In diesem Jahr arbeitete sie zusammen mit: Defrim Abazi, Bardhyl Merkašeri, Jeta Mesić, Jeta Shala

Friedliches Nebeneinander – doch nicht frei von Ängsten

Nazrije Sharku berichtet:

Die Situation in Rahovec und weiten Teilen des Kosovo ist heute in gewisser Weise für alle Gruppen normal. Sie ist nicht geprägt von Hass, aber die einzelnen Volkgruppen leben völlig isoliert voneinander. Man könnte auch sagen nebeneinander, denn die Menschen gehen in dieselben Supermärkte einkaufen oder tanken an denselben Tankstellen, haben aber nichts miteinander zu tun. Die Jugendlichen nutzen sogar dieselben Sportanlagen – spielen dort aber nicht miteinander.

Nazrije Sharku erzählte aber auch, dass ihre serbische Freundin Ana insbesondere in der dunklen Jahreszeit ängstlich auf Einladungen reagiert. Ana möchte abends nicht in den albanischen Teil der Stadt gehen, und wenn doch einmal, fordert sie Nazrije auf, in der Öffentlichkeit nicht laut Serbisch zu sprechen.

Ein albanischer Jugendlicher sagte bei einem biografischen Interview, er sei schon einige Male im serbischen Teil von Rahovec gewesen, dort sei es ruhig – „aber es ist gefährlich sie hassen uns!“

Die Ängste sitzen immer noch tief. In Rahovec, einer Stadt im friedlichen Süden des Kosovo, sitzen die Ängste immer noch tief. Sehr viel angespannter ist die Situation im 80 km entfernten Mitrovica, einer geteilten Stadt im Norden des Landes, in der die meisten älteren serbischen Jugendlichen aus Rahovec die Woche über im Internat leben.

Rahovec (albanisch) bzw. **Orahovac** (serbisch) liegt im Süden des Kosovo und hat 23.000 Einwohner, die Großgemeinde (Stadt und noch 35 Dörfer) zählt knapp 74.000 Einwohner. Etwa 97 % der Bewohner sind Albaner, die größte Minderheit bilden die Serben, die zusammen mit den Roma knapp 2 % der Gesamtbevölkerung stellen. Hauptwirtschaftszweig ist die Landwirtschaft, insbesondere der Weinbau, daneben gibt es noch Plastik produzierende Industrie. Bis vor einigen Jahren gab es unter der Bevölkerung aufgrund einer sprachlichen Besonderheit, einer serbischen Mundart (Oravacki), die alle Einwohner sprachen, keine Sprachbarrieren. Seit einigen Jahren ist bei den Freizeiten allerdings zu beobachten, dass immer weniger Jugendliche diesen traditionellen Dialekt beherrschen.

Kosovo

Die Begegnung im Sommer 2013

Dass ihr Schweine esst, kann nicht gut für euch sein. (Text: Birgit Hogefeld)

Nazrije und Bardhyl Metkamberi, ein junger albanischer Betreuer, der vor einigen Jahren als Teilnehmer an einer Freizeit von ‚Ferien vom Krieg‘ teilgenommen hatte, hatten Materialien für Workshops vorbereitet. Thematisch ging es um „Sozialisation“, „Eskalation und Abbau von Konflikten“, und „Religionen – Gemeinsamkeiten und Unterschiede“. Insbesondere das Religionsthema nahmen viele Teilnehmer interessiert auf, und sie verbrachten Stunden damit, über die Besonderheiten der einzelnen Religionen zu reden.

Verglichen wurden dabei natürlich vor allem die eigenen, also Christentum und Islam. Da wurde gefragt, Wissen ausgetauscht, zusammengetragen und notiert, und es wurde auch gemutmaßt und wild spekuliert. So richtete sich beim Thema Speisevorschriften ein muslimischer Junge besorgt an die christlichen Teilnehmer:

Dass ihr Schweine esst, kann nicht gut für euch sein. Schaut euch doch mal an, die meisten von euch sind ziemlich dick. Das kommt bestimmt



von den Schweinen.

Nebeneinander im Speisesaal – die *Rahovec-Sitzordnung*

Bei den Mahlzeiten standen die 6er-Tische zunächst auseinander gerückt in einer langen Reihe. An je einem Tisch drängelten sich die Roma- und die serbischen Teilnehmer, an die anderen setzten sich die albanischen Jugendlichen. Am zweiten Tag rückten wir die Tische zusammen, dasselbe Bild: die drei Gruppen saßen, nun zwar ohne Abstand, getrennt nebeneinander. Als sich daran auch nach einer Woche noch nichts geändert hatte, beschlossen wir bei einer der täglichen Team-Sitzungen, in die Tischordnung einzugreifen und die Teilnehmer bei der nächsten Mahlzeit, dem Frühstück, zu mischen. Nach kurzer Irritation war das ohne weiteres möglich, doch beim Mittagessen nahmen die Jugendlichen ihre alte, nach Gruppen getrennte Sitzordnung, die ihre Lebensrealität zu Hause spiegelt, wieder ein. Wir mischten sie daraufhin noch einige Male, doch als sie immer wieder zur ethnisch determinierten Sitzordnung zurück strebten, unterließen wir diese Art „Zwangs-zusammenführung“.

Gemeinsam die eigenen Interessen durchsetzen

Die Tage in Ulcinj wurden mit einem allabendlichen „Sasternak“, einem Zusammensein aller Jugendlichen und Teammitglieder, beschlossen. Am zweiten Abend signalisierten die Jugendlichen, dass sie dem Team Änderungsvorschläge im Tagesplan unterbreiten wollten und auch „sonst noch einiges“. Ein serbisches Mädchen und ein albanischer Jugend begannen sofort damit, ihre Änderungswünsche in großen Lettern zweisprachig auf das Flipchart zu schreiben: morgens später anfangen, abends länger wach bleiben, Fußball-Workshop, und besonders wichtig: zu einem bestimmten Laden außerhalb des Hotelareals gehen zu können, weil der ein größeres Angebot als der Hotel-Kiosk hatte und billiger war. Die meisten Teammitglieder aus dem Kosovo waren zunächst nicht besonders begeistert, doch es war allen schnell klarzumachen, dass bei einer solchen gemeinsamen Initiative Zugeständnisse gemacht werden müssen. Die Jugendlichen freuten sich sehr darüber, dass sie Teile ihrer Änderungswünsche durchsetzen konnten – sie schienen zum Teil aber auch ein wenig überrascht zu sein, denn ihre Erfahrungen zu Hause sind oft wohl

Nord-Kosovo

„Falscher Frieden“ – zur aktuellen Situation



- Im Februar 2008 – rund neun Jahre nach Ende des Kosovo-Krieges – hat sich die einstige serbische Provinz Kosovo für unabhängig erklärt und wurde seitdem von mehr als der Hälfte der Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen anerkannt.
- Im April 2013 einigten sich Serbien und Kosovo nach zähen Verhandlungen auf ein Abkommen, das die Normalisierung ihrer Beziehungen vorsieht. Insbesondere sollen im Norden des Landes die serbischen Parallelstrukturen im Bereich der Verwaltung, Justiz und Polizei aufgelöst werden.

Gescheiterte Kommunalwahl in dem von Serben besiedelten Norden des Landes spiegelt den Konflikt

Vor dem Hintergrund dieses Abkommens stießen die Kommunalwahlen im November 2013 auf großes internationales Interesse. Erstmals sollten sich auch die etwa 40.000 Serben im Norden des Landes an einer Wahl beteiligen, die nicht von Serbien sondern von der Regierung Kosovos organisiert wurde. Bereits im Vorfeld der Wahlen kam es in der geteilten Stadt Mitrovica und anderen Städten im Norden zu Gewalt und Einschüchterungsversuchen. Bomben explodierten vor Geschäften und Wohnungen mehrerer serbischer Kandidaten.

Der innerserbische Konflikt spitzt sich zu

Vor der Wahl stellten serbische Extremisten ein Video ins Internet, auf dem sie zum Wahlboykott aufriefen und das zeigte, wie sie Wahlplakate beschädigten. Potentiellen serbischen Wählern wurde angedroht, sie vor den Wahllokalen zu filmen und ihre Namen zu notieren.

Ein serbischer Kandidat für den Bürgermeisterposten in Mitrovica wurde von Vermummten zusammengeschlagen.

Am Wahltag eskalierte die Situation: in Mitrovica stürmten Vermummte mit Baseballschlägern mehrere Wahllokale, griffen Wahlhelfer an und warfen Tränengas. Die OSZE zog ihre Mitarbeiter ab, die Wahl wurde vorzeitig abgebrochen und zwischenzeitlich wiederholt. Zum Bürgermeister von Nord-Mitrovica wurde der von der Regierung in Belgrad unterstützte Kandidat Krstimir Pantić.

Im Januar 2014 eskaliert die Situation im Nordkosovo erneut.

In Mitrovica wird ein serbischer Stadtrat erschossen

Der 35-jährige Janicijevic war bei der Kommunalwahl Ende letzten Jahres Kandidat der Unabhängigen Liberalen Partei. Diese Partei der serbischen Minderheit ist auch an der albanisch geführten kosovarischen Regierung in Pristina beteiligt. Laut der Nachrichtenagentur Beta war Janicijevic bereits zuvor mehrmals Ziel von Attacken geworden.

Neue Zürcher Zeitung vom 16.01.2014

Rahovec, Süd-Kosovo

Keine Zukunft für serbische Jugendliche?

Viele serbische Jugendliche aus Rahovec leben unter der Woche in Mitrovica (im Nord-Kosovo). (Text und Interview: Birgit Hogefeld)

Für die älteren serbischen Jugendlichen aus Rahovec und Umgebung gibt es dort keine Ausbildungsmöglichkeiten. Viele von ihnen leben die Woche über im Internat in Mitrovica und gehen dort aufs Gymnasium. Was sie dort in den Tagen vor der Kommunalwahl im November 2013 im Schulunterricht erlebten, schildert der Journalist Norbert Mappes-Niediek sehr anschaulich:

Zwei kräftige Lautsprecherboxen, Mikro, Mischpult, dazu eine Schulklasse mit drei großen serbischen Fahnen: Igor Vojinovic, Geschichtslehrer am Gymnasium von Mitrovica nutzt in diesen Tagen jede Gelegenheit, sein tragbares Demagogen-Set zum Einsatz zu bringen. Heute hat er sein Equipment am Platz vor der Brücke aufgeschlagen, von wo man hinüberschauen kann zu den Albanern.

Diese Generation, erzählt der Lehrer seinen Schülern über Lautsprecher, hat verspielt, was unsere Vorfahren mit ihrem Blut errungen haben! An der Spitze Serbiens wie Montenegros, im Amte des serbischen Patriarchen, an der Spitze aller serbischen Einrichtungen stünden heute überall nur Verräter. (FR vom 1.11.13)

Wie schwierig serbische Jugendliche und junge Erwachsene ihre Lebenssituation auch im Süd-Kosovo empfinden, wurde für uns nochmals sehr deutlich, als wir einen engagierten serbischen Mitarbeiter aus einem der Vorjahre um ein Interview für die Broschüre baten. Er hatte früher selber als Jugendlicher an den Begegnungen teilgenommen und arbeitet heute als Sozialarbeiter. Nach kurzer Bedenkzeit lehnte er auch Antworten auf sehr allgemeine Fragen, die Lebensumstände betreffend, ab. Er begründete dies damit, es sei ihm zu gefährlich, sich in diesem Konflikt zu positionieren.

„Im Kosovo gibt es keine Zukunft für serbische Jugendliche!“

Auch die 14-jährige Ivana aus Velika Hoca wartet sehnsüchtig darauf, ab dem nächsten Schuljahr in Mitrovica zu leben und nur am Wochenende ins Dorf zurückzukehren – „aber am besten nicht jedes Wochenende“. Ihre drei älteren Schwestern und viele andere Jugendliche sind dort, und Ivana langweilt sich in der kleinen

Die 700-Seelen-Gemeinde **Velika Hoca** gehört zur Großgemeinde Rahovec. Das Dorf ist eine der wenigen serbischen Enklaven im Süden des Kosovo und lebt vom Weinbau. Die Woche über leben dort hauptsächlich Ältere und Kinder.

serbischen Enklave, denn sie fühlt sich inmitten von Erwachsenen und Kindern isoliert. Obwohl Velika Hoca nur drei Kilometer von Rahovec entfernt ist, war sie noch nie in ihrem Leben im albanischen Teil der Stadt.

Es trennen sie nur wenige Kilometer, aber Ivana sagt: *Vor dieser Freizeit bin ich noch nie albanischen Jugendlichen direkt begegnet*



Ivana aus Velika Hoca

Natürlich bin ich neugierig, wie es dort wohl ist, aber ich denke, es wäre gefährlich dorthin zu gehen, alle sagen das! – (Auf Nachfrage): Im Supermarkt, ja da treffen wir auch Albaner, die kaufen dort ein und wir kaufen dort ein. Das ist ok für uns.

Hier habe ich viele albanische Jugendliche kennengelernt, und die meisten von denen sind sehr nett. Wir werden in Kontakt bleiben, über facebook. Telefonieren geht nicht. Du kannst in Velika Hoca nicht mit Albanern telefonieren wenn das jemand hören würde, gibt's Probleme, denn viele Leute dort hassen die Albaner.

Am Ende des Gesprächs fragte ich sie, was sie sich für ihre Zukunft erträumt. Ivana muss nicht lange überlegen:

Später zum Studium nach Serbien zu gehen und dort zu leben. Nochmals betont sie: Im Kosovo gibt's keine Zukunft für serbische Jugendliche.

Eine Debatte in Palästina und ihre Folgen in den Seminaren

„Normalization“

Sind Dialogprozesse ein Instrument der Friedenspolitik oder Schönrederei der Gewaltverhältnisse?

(Text: Helga Dieter, Willfriede Dieter, Schulamith Weil)

(Wir haben den Begriff „Normalization“ nicht übersetzt, weil „Normalisierung“ im Deutschen eine andere Bedeutung hat).

Die Planung zur Erweiterung des Projektes „Ferien vom Krieg“ für junge Menschen aus Israel und Palästina fiel 2001 mit der Zweiten Intifada zusammen. Während der Belagerung waren Telefon- oder e-mail-Kontakte in Orte der Westbank zeitweise nicht möglich. Die potentiellen Partner in Palästina hatten andere Sorgen, als Freizeiten zu planen. Dennoch suchten wir weiter.

Die meisten Angesprochenen hielten das Vorhaben in Anbetracht des täglich eskalierenden Konfliktes für unrealistisch. Bei jedem Militärschlag und bei jedem Selbstmord-Attentat sei die Bereitschaft zu Gesprächen geringer geworden. An der Basis seien solche Begegnungen nicht mehr möglich und auch nicht wünschenswert. Eine bekannte palästinensische Intellektuelle machte nachdrücklich deutlich, dass sie solche Begegnungen inzwischen auch für kontraproduktiv halte, da sie eine Realität von Gleichheit vorspiegelten, die es so nicht gäbe. Das sei eine Propaganda-Show! Diese Argumentation trifft bereits den Kern der sogenannten Normalisierungsdebatte, wenn sie auch noch nicht diesen Begriff benutzte.

Auch in der israelischen Friedensbewegung herrschte die Meinung vor, Dialogprojekte seien überflüssig, die an der Basis allemal, aber auch die offiziellen Friedens-Verhandlungen. Israel als die Besatzungsmacht müsse unter Druck geraten und sich zurückziehen. Die Palästinenser in ihrer Schwäche seien keine ebenbürtigen Gesprächspartner. Einseitige Entscheidungen wie der Rückzug aus Gaza müssten weitergehen und die Besatzung beenden. Vordringlich sei die Gleichstellung der arabischen

Der bekannten Friedensschule „Neve Shalom – Wahat al Salam“ (Oase des Friedens) gelang es, eine Partnerorganisation in den besetzten Gebieten zu finden, die ein Treffen von Jugendlichen für wünschenswert und möglich hielt. Mit dem Koordinator A.A. arbeiten wir noch heute zusammen.

„Normalization“ und Anpassungsdruck

Der soziale Druck fing auf beiden Seiten schon im Vorfeld der Begegnungen an. Bereits 2002 verriet uns Teilnehmerinnen, dass sie den Eltern oder Freunden nicht sagen konnten, zu welcher Art Summercamp sie in Deutschland fahren wollten. Jedes Jahr müssen wir bis zur letzten Minute Namen von Interessenten streichen, die den Druck nicht aushalten, unter den ihr Umfeld sie setzt.

In den ersten Jahren der Seminare waren die internen Gruppenprozesse auf beiden Seiten tendenziell gegenläufig (vgl. Broschüre 2005). Die Palästinenser traten zuerst einheitlich auf, symbolisiert durch das „Palästinensertuch“. Sie kamen und gingen zu den Mahlzeiten oder Sitzungen als geschlossene Gruppe. Sie schilderten ihre Lebensumstände und Erniedrigungen. Sie brachten den Israelis die Leiden ihres Volkes nahe und klagten sie unterschiedslos an, Teil der Kriegsmaschinerie zu sein. Abends gingen sie als geschlossene Gruppe aus. Sie genossen die Bewegungsfreiheit ohne Ausgangssperre und Checkpoints. Singend und lachend kamen sie dann zurück.

Doch nach einigen Tagen bröckelte dieser enge Zusammenhalt. Einige entzogen sich dem sozialen Druck und brachten auch inhaltlich den nationalen Konsens ins Wanken. Bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Palästinensern ist die Mehrheit bemüht, diese in der nationalen Sitzung zu klären, um gegenüber den Israelis als kraftvolle Einheit aufzutreten.

Dagegen erschienen die Israelis eher als bunter, individualistischer Haufen, nicht nur äußerlich, sondern auch in den biografischen Erzählungen. Einige beneideten die Palästinenser um ihren Zusammenhalt, wenn auch die Kehrseite, eine hierarchische Gruppenstruktur abgelehnt wurden. Diese typischen Prozessverläufe wurden im Team immer wieder reflektiert.

Im Laufe der Jahre ist das Vertrauen im Team gewachsen. Alle kannten sich und gingen aufeinander zu. Das vorsichtige Abtasten entfiel. Diese Atmosphäre übertrug sich auf die TeilnehmerInnen. In dieser zweiten Phase der Begegnungen wurden weniger vorgefertigte Anklagen zu den Leiden des palästinensischen Volks oder die Verfolgung des jüdischen Volks vorgetragen als erschütternde persönliche Erzählungen. Während der Workshops und in der Freizeit konnten sich die Austauschprozesse sowohl Annäherungen als auch Abgrenzungen – angstfrei entfalten.

Die Atmosphäre hat sich seit etwa zwei Jahren in einer dritten Phase wieder geändert, nicht bei den Mitarbeitern und Veranstaltern, deren Zusammenarbeit immer enger wird, sondern unter den TeilnehmerInnen herrscht Misstrauen und Unnachgiebigkeit. Eine einheitliche Linie scheint vorgegeben. Die Angst vor Abweichungen ist spürbar und wird auch ausgedrückt. „Nur keine Normalisierung!“ lautet die Verhaltensregel der Palästinenser, wobei manchmal nicht ganz klar ist, was gemeint wird.

Wir haben eine kollektive Stimme! Es ist egal, was persönlich ist, wir sind ein Volk, eine Stimme.

Als manche Leute erfuhren, dass ich an diesem Seminar teilnehmen will, haben sie mich belächelt und gesagt: ‚Ach ja, du meinst Normalisierung‘. Doch ich will ihnen beweisen, dass sie Unrecht haben.

Eine Teilnehmerin will sich nicht mit in den Kreis setzen. Sie läuft herum, fotografiert usw. Es wird berichtet, dass sie per facebook Druck von ihren Freundinnen bekommen habe. Diese drohen, nicht mehr mit ihr zu reden, weil sie hier mit den Israelis „Normalisierung“ betreibe.

„Normalization“ und Verrat

Die Ängste mancher Palästinenser gingen auf dem Höhepunkt der Zweiten Intifada noch weiter, denn die Drohung von „Strafaktionen“ gegen die „Verräter und Spione“ waren durchaus ernst zu nehmen. Ich las in der Zeitung von Fememorden. Es wurde immer deutlicher, dass die Teilnahme an den Begegnungen für einige zur unkalkulierbaren Gefahr werden könnte, und welche moralische Verantwortung wir tragen. In einer Stadt in der

Westbank hingen 2005 Plakate in den Straßen, die davor warnten, an den „Ferien vom Krieg“ teilzunehmen (angebliche Kollaboration mit dem Feind). Wir schrieben der Gruppe damals: „Bleibt zu Hause, wir wollen keine Märtyrer für den Frieden!“ Die Jugendlichen und ihre Eltern fällten die mutige Entscheidung, doch zu kommen.

Wir hatten ein großes Interesse daran, dass die Presse über das zu dieser Zeit einmalige Dialogprojekt berichtete. Doch der palästinensische Teil von „Breaking Barriers“ mied über Jahre die Öffentlichkeit. Fotos gab es nur von hinten oder verschwommen, Fernsehen keinesfalls. Wie sollten wir unsere UnterstützerInnen informieren oder neue gewinnen? Andererseits wollten wir natürlich auch niemanden gefährden.

Die anderen Partnerorganisationen aus Palästina hatten diese Scheu nicht, sondern wollten im Gegenteil ihre „Mission“ über das Leiden des palästinensischen Volkes in der deutschen Öffentlichkeit verbreiten. Dieses unterschiedliche Verhalten war für uns unverständlich, gingen doch alle dasselbe Risiko der Denunziation als „Verräter“ ein.

Ich nahm schon an einem anderen Projekt teil. Als ich zur Uni zurückkehrte, wurde ich als Verräterin betrachtet, einige haben den Kontakt zu mir ganz abgebrochen. Ich fragte, was „Normalisierung“ ist, und sie sagten, jede Art von Kontakt mit den Israelis. Ich habe es bis heute nicht so ganz verstanden. Manchmal kann ich hier diese Zerrissenheit nicht mehr aushalten (weint!). Ich frage mich immerzu, ob ich das Richtige tue für Palästina.

Ich habe Angst, mit ihnen Spaß zu haben, so zu tun, als wenn nichts wäre, und dann zurückzukommen und als Verräterin zu gelten. Manchmal halte ich es kaum in einem Raum mit ihnen aus.

Ein Mitarbeiter berichtet, dass sich einige Palästinenser untereinander kritisieren für ihre Kontakte mit Israelis außerhalb der Gruppeneinheiten. Auch dafür, dass sie mit den Israelis hebräisch reden, sie würden als Spione verdächtigt.

„Normalization“ und die Akzeptanz von Unterdrückung

Die Palästinenser leiden seit mehreren Generationen unter Vertreibung und Besatzung. Jenseits der großen Streitfragen haben die jungen Leute im Alltag noch nie Bewegungsfreiheit erfahren, sie haben in der Regel keine berufliche Wahlmöglichkeit und weder die Chance, die Erwartungen der Familie zu erfüllen, noch sich von ihnen zu emanzipieren. Israelis kennen sie nur durch die Sehschlitze von Panzern oder als bewaffnete Gruppen in Uniform. Am besten geht man ihnen aus dem Weg oder tut, was sie sagen. Kleinste Widerworte können einen hohen Preis haben.

Es sind manchmal banale Situationen, die verdeutlichen, wie selbstverständlich die Über- und Unterordnung verinnerlicht ist:

Ein Palästinenser mit Jerusalem ID kann über den Flughafen Ben Gurion anreisen. Er wird bis zum Abflug von einem Sicherheitsmitarbeiter begleitet. Die israelischen Teilnehmer sind schockiert. Er reagiert gelassen: Natürlich habe er sich nicht gut gefühlt. Aber das sei er eben gewohnt.

„Das ist eben nicht ok“, meint sein Freund, „genau das ist Normalisierung. Dass wir selber es schon als normal empfinden, wenn wir so behandelt werden.“

Eine Gruppe kommt in der Debatte an einen Punkt, wo sie uni-national weiterarbeiten will. Eine Seite muss also in einen anderen Raum wechseln. Wie selbstverständlich stehen die Palästinenser auf und gehen, allen Beteiligten ist klar, wer „das Feld“ räumen muss.

„Normalization“ und Selbstzensur

Die Angst, sich im Dialog von den Israelis manipulieren zu lassen, beherrscht viele Palästinenser. Das ist nicht ganz unbegründet, weil die Israelis häufig sprachlich gewandter sind, viele bereits weit gereist sind, die Regeln des Diskurses beherrschen usw. Die Palästinenser haben ihre Mission gelernt und tragen sie den Anderen vor, so oft es geht. Dann ziehen sie sich in die eigene Gruppe zurück. Doch wenn der emotionale Schutzwall Risse bekommt, beginnen die Zweifel: Was darf ich sagen, ohne mein Volk zu verraten? Das führt manchmal weniger zu offensiven Auseinandersetzungen mit den

„Feinden“ als zu einer inneren Zerrissenheit und Verzweiflung. Diese Ängste beziehen sich vor allem auf mögliche Verdächtigungen aus der eigenen Gruppe, denn nur die kann beurteilen, was eine verwerfliche „Normalization“ ist. Die Erwägungen bedürfen manchmal eines gedanklichen Eiertanzes.

Ich bin nicht hier, um Freundschaft zu schließen, nicht um Normalisierung zu betreiben, sondern um über die Sache zu reden.

Der Begriff Normalisierung ist sehr kompliziert und sensibel in unserer Gesellschaft. Aber dass ich den anderen treffe und ihm mein Leid erzähle, das heißt nicht, dass ich verpflichtet werde, mich anzufreunden.

Wir haben Angst, dass wir von euch beeinflusst werden: Die Situation normal zu finden, die Besatzung normal zu finden. Normalisierung heißt eine Verschleierung der Realität. Das ist wie eine Gehirnwäsche. Dagegen müssen wir uns schützen!

Zweifel und Widerstand

Manche besonders eifrige BenutzerInnen des Normalisierungsvorwurfs betrachten jeden Kontakt zwischen Palästinensern und Israelis als Normalisierung und damit als Verrat. Sie erklären jegliche Zusammenarbeit als unangebracht, solange das Unrecht zwischen beiden Seiten nicht behoben ist. Aus dieser Haltung heraus gehen sie besonders unversöhnlich mit jenen Landsleuten um, die dennoch den Dialog mit dem Feind suchen. Doch regt sich dagegen Widerspruch.

Viele Leute betrachten alles, was sie nicht kennen, was anders ist, als nicht in Ordnung, und alles Fremde als Feind. Aber ich kann meine Gesellschaft da nicht kritisieren, denn sie leben täglich unter der Besatzung, und während wir hier über Normalisierung diskutieren, werden Leute zuhause an Checkpoints angehalten.

Wenn ihr jeden Kontakt so definieren wollt, klar, dann bin ich Teil der ‚Normalization‘. Ich finde, wir arbeiten hier für den Frieden und für die Sache und haben keine anderen Interessen. Das ist keine Normalisierung.

Ich habe keine Angst vor dem Normalisierungs-Vorwurf.

Ich weiß, dass ich das Richtige tue.

Irgendwie ist es keine Art, erst ein Land zu erobern und dann zu sagen: ‚Komm, wir reden‘. Aber ich will schon lieber den gewaltfreien Weg des Redens wählen. Für mich ist das hier keine Normalisierung, ich kann meine Meinung sagen, in der Gruppe und draußen, überall.

Beide Seiten versuchen uns zu trennen. Es ist mutig, sich zu treffen. Und es ist eine Art von Widerstand.

Bei meinem ersten Seminar 2009 habe ich mich nicht wohl gefühlt, hatte Angst, mit den Israelis zu reden, Angst vor Normalisierung. Inzwischen habe ich gelernt, wie und wann ich mit ihnen reden kann. Nun lerne ich Hebräisch und finde es wichtig, miteinander zu reden.

Welche Argumente stehen hinter dieser Debatte und was soll sie bewirken?

Die palästinensische Organisation PACBI, die Träger der BDS-Kampagne (Boycott, Desinvestitionen und Sanktionen) zum Boycott israelischer Produkte ist und damit gewaltfrei gegen die Besatzung kämpfen will, versucht, den Begriff zu definieren.

Daraus folgern sie für die Praxis: „Für Begegnungen mit Israelis, die nicht eine Form der Normalisierung sind, müssen zwei grundlegende Bedingungen erfüllt sein:

1. die israelische Seite muss vollständige und umfassende Rechte für alle Palästinenser in Übereinstimmung mit dem Völkerrecht unterstützen, und
2. die Beziehung selbst muss eine Form des Widerstands gegen die israelische Besatzung und Verletzungen des Völkerrechts beinhalten. Israelis, die unsere umfassenden Rechte nach dem Völkerrecht unterstützen und mit den Palästinensern gegen die Mauer, Kontrollpunkte und andere Formen der Apartheid kämpfen, sind unsere Partner. Beziehungen mit ihnen stellen keine Normalisierung dar.“

Die Devise heißt: Co-Resistance und nicht Co-Existence!

Das klingt der Mahnung sehr ähnlich, die wir vor 13 Jahren von einer bekannten palästinensischen Friedensaktivistin erhielten (Das sei eine Propaganda-Show! Siehe oben). Diese Kritik, von unterschiedlichen Seiten geäußert, begleitet unser Projekt von Anfang an. Unser verstorbener, unvergessener Mitarbeiter *Rüdiger Pusch* setzte sich bereits in der Broschüre 2008 mit der Kritik an Dialogseminaren auseinander und kommt zu dem Ergebnis: Ein Dialog muss ergebnisoffen sein. Wenn ein Moderator erkennbar die Position einer Seite vertritt, werden sich die Vertreter der anderen Seite nicht auf den Prozess einlassen. Widerstand kann das Ergebnis solcher Seminare sein, aber nicht ihre Eingangsbedingung.

Fazit: Haben wir eher den ideologischen Kitt für die Besetzung geliefert oder mehr an ihren Fundamenten gesägt?

- Bei den „Ferien vom Krieg“ sind nicht Friedensaktivisten die Zielgruppe, die für ein bestimmtes Problem oder eine Kampagne geschult werden sollen, sondern „ganz normale junge Leute“. Es ist etwas Anderes, wenn für eine Aktion des gewaltfreien palästinensischen Widerstands (Kampagne zum wirtschaftlichen Boykott, Schutz gegen Hauszerstörung usw.) Bündnispartner in Israel gesucht werden oder sich solche anbieten. Dann mag es einleuchten, dass die entschlossene Solidarität zur Voraussetzung für die Treffen mit der anderen Seite gemacht wird. Da gibt es sicher falsche Freunde, und Vorsicht mag geboten sein.
- Unsere Zielgruppe sind auch nicht die Kinder der Eliten oder Nachwuchspolitiker, im Sinne der verbreiteten „Education for Leadership“, sondern alle, die neugierig auf die „Anderen“ sind, dazu gehören auch der Bomberpilot und der Bruder des Selbstmordattentäters. Wenn sie sich kennenlernen, und dies nicht nur bei Freizeitaktivitäten, sondern in den tiefen Dimensionen ihres Denkens und Fühlens, ihrer Verletzungen und Verblendungen, dann führt der intensive Dialog zu Wandlungsprozessen. Unser Konzept ist mehr der Aufklärung auf Graswurzelebene verpflichtet als der Schulung einer Avantgarde.

- Die Offenlegung der Macht- und Unterdrückungsmechanismen steht in den Seminaren im Vordergrund und nicht deren ideologische Verleugnung oder naive Ausblendung. Junge Palästinenser kennen die Besatzer nur bewaffnet und in Uniform. Ihr brennender Wunsch ist es, ihnen gegenüberzutreten und ihnen die Meinung ins Gesicht zu sagen – nicht den israelischen Friedensaktivisten, sondern den Soldaten und Siedlern. Wenn diese Erfahrung paternalistisch verwehrt wird, ist dies kein Schritt zur Befreiung, sondern trägt autoritäre Züge.
- Auch viele Israelis haben Angst, indoktriniert zu werden. Für einige ist es schwierig, für die Folgen der Besatzungspolitik verantwortlich gemacht zu werden, die sie mehr oder weniger konsequent ablehnen. Wenn sie aber merken, dass keine Belehrungen oder ewige Wahrheiten verkündet werden, weichen Widerstände auf.
- In den Seminaren ist die Gleichbehandlung eine fundamentale Regel. Wer seit Generationen in Unfreiheit aufgewachsen ist, hat noch keinen Hauch von Gleichheit gespürt und weiß nicht wirklich, wofür er kämpfen soll. Auch wenn diese Erfahrung nur kurz dauert, so wird spürbar, was sein könnte.
- Die Politik versucht auf beiden Seiten, die Menschen zu trennen und persönliche Kontakte zu verhindern. Propaganda und Vorurteile wirken bekanntlich dort am besten, wo es keine Kontakte gibt. Die Abschottung dient der Stabilisierung der Feindbilder. Sich zu treffen, braucht auf beiden Seiten Mut, das ist eine Form von Widerstand.
- Die Asymmetrie in den realen Machtverhältnissen spiegelt sich oft in den Seminaren, wenn bei offiziellen Anlässen oder vor der Presse mit Selbstverständlichkeit die Israelis zu sprechen beginnen. Doch in wichtigen Fragen ist es auch umgekehrt. Der israelische Koordinator arbeitet lieber mit einer Kleingruppe und hat alle wichtigen Aufgaben an den Kollegen aus Palästina abgetreten. Der regelt alle organisatorischen und finanziellen Fragen, geht als Berater durch die Gruppen und hat bei den Teamsitzungen die Funktion eines Supervisors. Das ist seit Jahren von allen akzeptiert. Auch die Israelis wenden sich zuerst an ihn. Das ändert die Machtverhältnisse in Nahost nicht, aber Hunderte von

schen haben erlebt, dass ein Palästinenser als „Chef“ von drei Seiten respektiert wird.

- Die meisten TeilnehmerInnen aus Israel äußern am Ende der zwei Wochen, dass sie sich im Kampf gegen die Besatzung engagieren wollen. Sie bleiben über „facebook“ mit den Palästinensern in Kontakt; sie treffen sich in den wenigen Orten, an denen dies möglich ist (Beit-Jala); sie machen verbotene Besuche bei palästinensischen Familien oder gewaltfreien Initiativen; sie bringen palästinensischen Patienten Geschenke in Krankenhäuser; sie schützen die Bauern bei der Feldarbeit gegen Angriffe der Siedler oder helfen bei der Olivenernte; sie schließen sich Aktionen gegen die Hauszerstörungen an usw. Weil ‚Ferien vom Krieg‘ bisher keine Infrastruktur für Folgeaktivitäten hat, arbeiten viele ehemalige TeilnehmerInnen in bestehenden Oppositionsgruppen mit.
- Es geht bei diesen Überlegungen zur Debatte um die „Normalization“ zunächst um ein Phänomen in der palästinensischen Gesellschaft, das durch Angst, Selbstzensur und wechselseitige Kontrollen die Atmosphäre belastet. Die Verdächtigung derer, die das Gespräch mit „normalen“ Israelis suchen, als Verräter an der nationalen Befreiung, stigmatisiert diese nicht nur, sondern kann sie auch durch Angriffe von Fanatikern gefährden.
- Auf israelischer Seite sind die Folgen durch staatliche Sanktionen legitimiert. Von Anfang an drohte den israelischen Gruppen die soziale Ausgrenzung als „Vaterlandsverräter“, wie der damalige Ministerpräsident Sharon die Teilnehmer solcher Begegnungen ganz offiziell etikettierte. Besuche in den besetzten Gebieten sind israelischen Staatsbürgern verboten. Zwar ist es ihnen möglich, über die Siedlerstraßen in die Westbank zu fahren und irgendwo heimlich über den aufgeschütteten Erdwall zu klettern. Doch das ist riskant. Auch ohne direkte Begegnungen mit Palästinensern kann der Widerstand gegen die Besatzung im Gefängnis enden wie für den Wehrdienstverweigerer Shir, der dreimal inhaftiert war. Dennoch schließen sich ehemalige TeilnehmerInnen den Gruppen zur Verweigerung an (siehe oben). Einige sind in der Boykott-Kampagne (BDS) aktiv, wohl wissend, dass sie dafür

folgt werden können, und die wirtschaftliche Schwächung Israels sie selbst treffen würde. In der Broschüre 2010 richtet eine Mitarbeiterin aus Israel einen dramatischen Appell an die LeserInnen: „Wir brauchen EUCH für den Boykott von Israel, weil es nur durch harten Druck von außen Veränderungen geben wird. Ich habe Angst – wenn sich die Dinge nicht verändern – ,dass wir solche Seminare nicht mehr durchführen können, weil wir alle im Gefängnis sitzen werden. Wir brauchen EUCH!“ Manche Skrupel aus dem deutschen Team bei Boykottmaßnahmen werden von diesen Israelis respektiert – oder auch kritisiert.

- Überzeugt vom friedensstiftenden Sinn der Begegnungen, haben wir bisher insgesamt 2020 junge Menschen aus Israel und Palästina zu Dialogseminaren eingeladen. Wir haben die Gratwanderung zwischen unparteiischer Moderation und dem Drang nach solidarischer Parteilichkeit über Jahre im Team reflektiert. Unsere ModeratorInnen sind aber professionell genug, ihre Überzeugungen nicht zu propagieren und die Positionen der TeilnehmerInnen nicht zu werten. Sie haben inzwischen Erfahrung genug, um in die Dynamik der Dialogprozesse zu vertrauen. Die zunehmende Angst der palästinensischen TeilnehmerInnen vor „Normalization“ erschwert diese Aufgabe erheblich.
- Die Team-Mitarbeiter verstehen ihre Zusammenarbeit in den Seminaren durchaus als eine Form der Co-Resistance. Die Asymmetrie in den Beziehungen, das geschehene Unrecht und die Notwendigkeit, daran Substantielles zu ändern, werden im Team als Voraussetzung für ein friedliches Miteinander thematisiert. Sie kommen zu dem Schluss, dass die Vorwürfe der Normalisierung bei dieser wichtigen Friedensarbeit nicht greifen. Sie arbeiten daran, die Wirkung der Seminare zu verstärken, indem ein Netzwerk über die Mauer hinweg aufgebaut wird, um mit vielen Ideen eine Co-Resistance zu entwickeln.

Verhandlung gleich Lösung?

Fast zeitgleich mit dem Beginn der diesjährigen Dialogseminare mit jungen Erwachsenen aus Israel und Palästina, bemühte sich der US-Außenminister John Kerry um die Wiederaufnahme politischer Verhandlungen im Nahen Osten. Bei den Seminaren wurde darüber fast gar nicht gesprochen, sie spielten praktisch keine Rolle. Der Glaube an eine baldige politische Lösung des Konflikts ist bei jungen Menschen aus der Region offensichtlich längst verloren gegangen. (Text: Barbara Esser und Schulamith Weil)

Das Team um die Koordinatoren A.A. und Shulti Regev initiiert jedes Jahr fiktive Friedensverhandlungen mit den Teilnehmern: Es gibt einen israelischen und einen palästinensischen Präsidenten/In, in kleinen Untergruppen werden Themen wie die Siedlungen/Grenzverläufe, die Flüchtlingsfrage oder die Jerusalemfrage verhandelt. Die Ergebnisse sollen schriftlich festgehalten werden.

Die diesjährigen Verhandlungen begannen mit dem Boykott einiger palästinensischer Teilnehmer. Mit Flugblättern warnten sie vor dem Ausverkauf Palästinas und argumentierten hart gegen die Verhandlungen:

Palästinenser: *Für uns bedeuten Verhandlungen Verzicht. Ich habe Rechte und nicht die Absicht, auf einen Teil des Landes zu verzichten. Verhandlungen gibt es zwischen gleichen Partnern, so ist es hier nicht. Eine Seite ist stärker, und in dem Fall ist es die starke Seite, die bestimmt. Es fällt mir schwer zu sehen, dass sich ein Palästinenser an den Besatzer wendet und um seine Rechte bittet.*

In den Verhandlungen forderten die Unterhändler der beiden Seiten ein Entgegenkommen der jeweils anderen. Dies wird zum Beispiel an einer Diskussion über die Räumung der Siedlungen und eventuellen Gebietsaustausch deutlich. Hier kann nur ein sehr kurzer Ausschnitt gezeigt werden:

Israelin: *Es gibt drei Siedlungen, über deren Räumung in Israel Uneinigkeit herrscht und die Räumung stößt auf großen Widerstand. Deshalb dachten wir daran, dass wir alle Siedlungen räumen, außer diesen dreien. Sie*

sind zu groß, eine kurzfristige Räumung erscheint unmöglich und könnte den ganzen Friedensprozess gefährden. Wir schlagen euch einen Austausch von Gebieten vor.

Palästinenserin: *Wir vertreten hier alle Palästinenser. Und so wie es bei euch Leute gibt, die gegen die Räumung der Siedlungen sind, gibt es bei uns viele, die gegen Verhandlungen und Kompromisse sind. Ihr seht, wir haben schon mit einem großen Verzicht angefangen. Ihr solltet dies sehen*



„Glaub mir: Galiläa ist palästinensisch.“ Mit Flugblättern fordern Teilnehmer den Verhandlungs-Boykott

und diese große Schwierigkeit in eurer Gesellschaft überwinden. Für uns sind diese Siedlungen grundsätzlich rechtswidrig und sollten nicht bestehen bleiben. Wenn wir schon die palästinensische Erde aufteilen, dann ist jede Siedlung wie ein Krebsgeschwür im neuen Staat.

Israeli: *Die Tatsache, dass ihr überhaupt verhandelt, ist also eine so große Hürde, dass alles, was wir darüber hinaus verlangen, zu viel ist. Es ist nicht alles schwarz und weiß. Wir haben einen Austausch angeboten und auch die Räumung aller anderen Siedlungen.*

Israelin: *Ich wüsste gern, was so sehr dagegen spricht, Gebiete auszutauschen, denn die Größe des palästinensischen Gebietes würde gleich bleiben.*

Palästinenserin: *Wir sind gegen den Austausch. Das ist unser Recht.*

Israelin: *Du hast nicht geantwortet, warum Ihr so dagegen seid.*

Palästinenser: *Auf der Karte kannst Du sehen, dass diese Siedlungen eine Art Krebsgeschwür im palästinensischen Gebiet sind. Sie zerteilen Land, dessen Besitzer immer noch leben und darauf warten, es zurückzuerhalten. Wir können auf ihr Recht nicht verzichten. Wir sehen, dass Ihr hier die Politik eurer Regierung fortsetzt, die absichtlich diese Siedlungen in unser Land gesetzt hat, aus strategischen Gründen.*

Im weiteren Verlauf werden die Verhandlungen von der palästinensischen Gruppe unterbrochen. Ein drohendes Scheitern sorgt für Nachdenklichkeit bei den Teilnehmern.

Palästinenser: *Wir haben bei den Verhandlungen gesehen, wie manipuliert und gelogen wird. Wenn wir in den Seminaren von unserem Schmerz sprechen, sagen die Israelis, dass sie verstehen und mitfühlen, und wirken wirklich menschlich. Sie scheinen unser Recht anzuerkennen. Wenn dann die Stunde der Wahrheit kommt und es in den Verhandlungen darum geht, es in die Tat umzusetzen, gehen sie drei Schritte zurück.*

Israeli: *Aus der letzten Verhandlungsrunde bin ich herausgegangen mit viel Ärger über mich selbst. Ich habe eine Stimme geäußert, die es in meinem Land gibt, gegen die ich aber selber bin. Es war ein innerer Streit: Stehe ich hier für meine Überzeugung oder für andere? Es fiel mir plötzlich sehr schwer, mir selbst zuzuhören.*

Palästinenserin: *Die Verhandlungen waren schwierig, es wurde anders geredet als in den Dialoggruppen vorher.*

Palästinenser: *Wir müssen die Menschen überzeugen, die Verhandlungen ablehnen. Wir können unsere Ziele nur schrittweise erreichen. Wir müssen Geduld haben.*

Israeli: *Ich habe gemerkt, dass auch wir den Frieden verhindern. Wir sind nicht nur die Linken, die Guten. Wir haben auch Arbeit zu tun, damit es einen israelischen Partner gibt!*

Palästinenserin: *Während der Verhandlungen fühlte ich, dass wir den gleichen Weg gehen wie die Regierungen, obwohl wir doch herkamen, um uns kritisch über diesen Weg auszutauschen. Beim Erzählen der persönlichen Geschichten erreichten wir Menschlichkeit zwischen beiden Seiten und Respekt dafür, dass jeder Feind in ziviler Hinsicht ein Mensch ist. Die Verhandlungen führten uns weg von dem, was wir erreicht hatten. Der Weg von Verhandlungen ist unmenschlich und sollte nicht Teil eines Programms wie ‚Ferien vom Krieg‘ sein.*

Israeli: *Ich staune über die große Enttäuschung hier. Habt ihr ernsthaft damit gerechnet, dass wir hier ein Abkommen unterzeichnen? erinnert euch, wofür wir hierher gekommen sind. Wir sind nicht hergefahren, um ein*

Friedensabkommen zu unterzeichnen. Nicht um in zwei Minuten die Lösung zu finden, die in Jahrzehnten nicht gefunden wurde.

Es sind doch große positive Dinge passiert. Das gegenseitige Zuhören hat viel bewirkt!

Milli R., israelische Mitarbeiterin, sagt später über die Verhandlungen:

Anfangs war ich skeptisch bezüglich der Methode, die jungen Leute in dieser Form verhandeln zu lassen. Es erschien mir zu starr und un kreativ. Die Teilnehmer haben die Verhandlungen sehr ernst genommen. Einige erzählten, sie hätten das Gefühl gehabt, reale Entscheidungen zu treffen. Plötzlich wägen sie ihre eigene Position ab: inwiefern ist sie in ihrer eigenen Gesellschaft durchsetzbar? Was ist realistisch? Plötzlich waren gerade die Israelis konfrontiert mit ihren eigenen Ängsten, zu große Zugeständnisse könnten sich später rächen.

Viele waren geschockt über Positionen, die sie jetzt vertraten. In der Verhandlung sagten sie Dinge, von denen sie nie gedacht hätten, dass sie sie jemals über ihre Lippen bringen könnten.

In Israel gab es in den letzten Jahren immer wieder junge Politiker, die Hoffnung auf eine andere Politik machten. Viele Menschen waren später bitter enttäuscht von ihnen. Die Teilnehmer sind diesbezüglich nachsichtiger geworden, aber auch kritischer mit sich selber.

Eine kleine Gruppe von Teilnehmern, zwei Israelis und ein Palästinenser, wollten sich bis zum Schluss nicht mit der Aufgabe, zu verhandeln, anfreunden. Sie gründeten kurzerhand eine eigene Verhandlungsgruppe, in der es nicht um konkrete, an der realen Politik angelehnte Ergebnisse ging, sondern um eine alternative, gemeinsame Lösung. Ein palästinensischer Mitdenker der alternativen Verhandlungsgruppe beschreibt seine Eindrücke später so:

Zusammen mit meinen israelischen Kollegen fanden wir einen neuen Weg für eine Lösung. Wir planen eine Modell-Gemeinschaft für beide Seiten – zwischen Israel, der Westbank und Gaza. Sie soll in einem Gebiet nahe der Grenze angesiedelt werden. Dabei sollte es sich um eine Wirtschaftsgemeinschaft handeln, in die israelische und palästinensische Gemeinden

integriert werden. Dadurch wäre es möglich, Probleme kultureller, sprachlicher und traditioneller Art durch die Schaffung gemeinsamer Dienstleistungen (wie Schulen und Krankenhäuser) zu überwinden. Dies wird die Integration der zwei Gesellschaften vorantreiben und einen Staat für alle ermöglichen. Diese Idee sollte von anderen Ländern unterstützt werden. Sie ist anders und löst momentane und zukünftige Probleme. Der Weg der Menschlichkeit kann genutzt werden, um Probleme der Vergangenheit zu überwinden und zukünftige zu lösen.

Bei der späteren Vorstellung der Ergebnisse empfanden auch viele andere Teilnehmer deren Ausführungen als positiven Impuls und äußerten sich kritisch über die Methode der Verhandlungen:

Israelin: *Alles, was ich über Konfliktlösung denke und weiß, hatte bei dieser Übung keinen Platz und ich hatte schwierige Gefühle in vieler Hinsicht. Als ich heute die alternative Verhandlungsgruppe sah, wie sie ihr Gespräch begannen, hatte ich gleich das Gefühl, dass da etwas anderes herauskommen kann. Das gab dann letztlich allen zusammen, Israelis und Palästinensern die Gelegenheit, durcheinander zu kommen und neu zu denken. Das gab mir wieder Hoffnung.*

Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013

Macht und Ohnmacht

Die palästinensische Gruppe hat im Rahmen ihrer Geschichtsdarstellung, oder, wie man heute sagt, ihres Narrativs, einen Checkpoint aufgebaut. Diesmal sind die Palästinenser Soldaten, Kontrolleure, Inspektoren, Geheimdienst-Offiziere, die jüdischen Israelis müssen warten, werden kontrolliert, werden aufgehalten, durchsucht, zurückgeschickt, dumm angeredet, gedemütigt. (Text und Interviews: Gudrun Weichen-Mer)

Vorher wurden an die Israelis Erlaubnisscheine verteilt; es sind Kopien von Original-Permits mit unkenntlich gemachten Originalnamen, in denen die Namen der Israelis eingesetzt wurden. Auf Hebräisch, damit sie es auch selbst lesen können.

Ich sitze vorne neben der Warteschlange und merke, es wird nicht gerne gesehen, wenn ich fotografiere. Also ganz leise. Ich sitze fast unter einer Hecke und werde einige Zeit übersehen.

Nachdem eine Gruppe von „Prominenten“ (es sind die Moderatoren der kleinen Gruppen) relativ zügig durchgekommen ist, werden die Normalbürger einzeln herangewinkt. Bald höre ich von dort, wo ich nichts sehen kann, recht laute Befehle, die Kontrolleure geben sich Mühe, herrisch zu klingen.

Vor allem die wartenden Männer werden häufig zurück geschickt. Einer muss sein Hemd hochkrepeln. Er tut es mit einer gewissen Koketterie. Zwei oder drei müssen sich seitwärts auf den Boden hocken, die Hände im Nacken verschränkt, und warten. Es fällt ihnen recht schwer, die Arme oben und den Mund zu halten.

Langsam werden sie weiter geschickt, nur einer bleibt übrig. Der „Soldat“ ermahnt ihn streng, die Arme ordentlich im Nacken zu verschränken. Das fällt ausgesprochen schwer, wenn es auch nur eine kleine Bewegung ist. Es sieht so demütigend aus und fühlt sich wahrscheinlich auch so an.

Der „Soldat“ fällt für einen Moment aus der Rolle, wird zum Schauspieler,

der seinem Kollegen souffliert, und ermahnt ihn: Du musst schon die Arme oben halten.

Da wagt es der junge Israeli, ihn nach seinem Namen zu fragen. Er tut es freundlich. Ihm ist offensichtlich wohler außerhalb der Rolle als mitten drin. Gebrüll und herrische Befehle im Hintergrund, schon entfernt sich der „Soldat“ von ihm, nicht ohne schnell seinen Namen gesagt zu haben, erledigt dann weiter seine Aufgabe, wenn auch mit wenig Begeisterung.

Eine „Soldatin“ erscheint. Sie äußert sich nur durch knappe, laute Befehle, verschwindet wieder.

Jetzt hat der „Soldat“ mich entdeckt und hebt die Hand: Keine Fotos hier.

Nachdem ein guter Teil der Warteschlange kontrolliert wurde, darf sich endlich auch der junge Mann vom Boden erheben. Später steht er an einer Holzwand mit gespreizten Beinen und Armen. Inzwischen taucht ein junger Palästinenser auf, der offensichtlich viel Mühe in sein Kostüm gesteckt hat: schön gemalte Schulterklappen auf dem gebügelten olivgrünen Hemd und ein ausgesprochen hübsch bemaltes Käppchen, alles weiß und blau. Den Beobachtern fällt das auf, es fallen Bemerkungen.

Die jungen Israelis mit dem Gesicht zur Wand sehen nichts davon. Sie werden flüchtig durchsucht, nicht zu viel Anfassen, müssen aber etwas länger warten. Wieder kurze Befehle. Dann dürfen die Festgehaltenen weiter; sie sind durch den Checkpoint gekommen.

Die „Soldaten“ packen zusammen, reißen ihre papierenen Schulterklappen ab. Mussa wirft mit einem Seufzer der Erleichterung sein Holz-„Gewehr“ in

Interview mit Moshe R. aus Israel

Nachdem ich von der Absicht der palästinensischen Gruppe erfahren hatte, uns durch einen Checkpoint gehen zu lassen, überlegte ich anfangs, sie zu provozieren und mit einem „Sprengstoffgürtel“ zu kommen, um ihnen die israelische Notwendigkeit der Checkpoints begreiflich zu machen.

Später habe ich die Idee fallenlassen, um der Darstellung des palästinensischen Narrativs nicht zu schaden, aber auch, um nicht zu signalisieren,

dass der Übergang durch Checkpoints so unannehmbar ist, dass automatisch Widerstand erzeugt werden muss.

Als ich in der Schlange zum Checkpoint stand, trat ich heraus, um zu fotografieren, und Musa, der einen Soldaten spielte, stürzte sich auf mich und bat um das Handy, mit dem ich fotografiert hatte.

Ich weigerte mich, es ihm zu geben, und er führte mich zur Seite. Dort setzte er mich hin; er bat mich, auf den Boden zu blicken und die Hände in den Nacken zu legen. Das habe ich getan. Als ich die Hände wieder herunternahm, forderte er mich auf, sie wieder hinter den Nacken zu legen und auf den Boden zu sehen.

Ich wandte mich an ihn und fragte ihn nach seinem Namen. Er sagte, sein Name sei Musa; ich glaube, er sagte auch, das hier sei nur ein kleines Beispiel für das alltägliche palästinensische Leiden.

Später kam ich weiter im Checkpoint, sie haben mich dann mit dem Gesicht an die Wand gestellt, Hände nach oben, Beine auseinander. Sie haben eine Körper-Durchsuchung durchgeführt, mich mehrmals abgesehen. Mich und einen Freund haben sie länger dort hingestellt als die anderen Teilnehmer, ich glaube, mit Absicht. Wir beide haben unseren Dienst in einer Kampfeinheit in den Gebieten (gemeint sind die besetzten Gebiete, Anm. d. Red.) absolviert; wir waren auch am Checkpoint. Sie wollten gerade uns vermitteln, wie es sich auf der anderen Seite anfühlt. Es ging so weit, dass die Moderatoren sie baten, aufzuhören.

Es sah mir so aus, als wäre es einem Teil von ihnen, oder vielleicht den meisten, nicht schwer gefallen, in die Rolle des Soldaten am Checkpoint zu schlüpfen; sie schreckten nicht vor dem Gebrauch der Macht und Gewalt zurück, die ihnen da verliehen wurde.

Später, in der gemischten Gruppe, haben sie mich gefragt, wie es war. Ich habe ihnen gesagt, dass ich in meinem Armeedienst Palästinenser nicht so behandelt habe wie sie mich in der Darstellung. Ich habe aber zugegeben, dass solche Sachen passieren, und dass natürlich auch viel schlimmere Dinge vorkommen.

Schließlich glaube ich, dass es den Palästinensern gelungen ist, die Botschaft zu vermitteln, die sie rüberbringen wollten: die Demütigung, die

Unterdrückung, und die fehlende Freiheit. Trotzdem war ich enttäuscht, dass es ihnen nicht gelang, oder dass sie nicht versucht haben, die israelische Sicherheits-Begründung für die Existenz der Checkpoints zu verstehen. Diese Begründung rechtfertigt allerdings nicht die Demütigung, die sie an den Checkpoints erleben.

Ich möchte nicht, dass ein Foto von dieser Situation veröffentlicht wird.

Interview mit Musa S. aus Palästina

Wie hast Du den Checkpoint erlebt? Ich saß ja am Rand der Warteschlange unter dem Gebüsch und habe versucht, heimlich zu fotografieren.

Genau. Ich habe Dir gesagt: Keine Fotos. Ich dachte, Du bist von den Israelis. Dann habe ich gemerkt, Du bist vom Team aus Deutschland. Ich war nervös, es war mir unangenehm. Der Checkpoint überhaupt. Ich hatte Mitleid. Mit den Frauen und überhaupt. Ich hab so Sachen gesagt wie: „You have a beautiful smile.“ Na ja. Den Jungs, die das belächelt haben, denen wollten wir's zeigen, die haben wir länger aufgehalten.

Als Du den einen jungen Mann an die Seite gesetzt hast, hat er Dich angesprochen, Dich nach Deinem Namen gefragt, da bist Du kurz aus der Rolle „Soldat“ herausgeschlüpft. Ich hatte den Eindruck, Du fühlst Dich nicht ganz wohl dabei. Sicher aus verschiedenen Gründen.

Der hat Angst gehabt. Zittern, ich hatte Mitleid, es war ein kleiner Hinweis. Ich bin danach zu jedem hingegangen und habe mich entschuldigt: Das war nur ein bisschen davon, ein kleines Muster, damit Ihr, wenn Ihr am Checkpoint seid, besser mit den Leuten umgeht. Ich habe ihnen erklärt, wie ich mich gedemütigt fühle; vielleicht haben sie sich auch ein bisschen gedemütigt gefühlt.

Nachdem der letzte Israeli durchgeschleust war, hast Du Dein gebasteltes „Holzgewehr“ mit Schwung in die Ecke geschmissen und bist ziemlich schnell zu den anderen gegangen. War es eine Erleichterung?

Ach Mensch, ich würde gerne mal nach Tel Aviv fahren.

Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013

Den Holocaust begreifen wollen

Der Massenmord an den Juden wird in der Palästinensischen Gesellschaft weitestgehend tabuisiert, vorschnell wird er mit dem momentanen Konflikt gleichgesetzt oder verglichen. Letzten Sommer wünschten sich die palästinensischen Teilnehmer nach heftigen Diskussionen ein Museum zu besuchen, das den Holocaust thematisiert. Alle Palästinenser besuchten in ihrer Freizeit das EL-DE-Haus in Köln. (Text: Gudrun Weichenhan-Mer)

Khalil, der ins Arabische übersetzen kann, ist förmlich belagert von wissensdurstigen jungen Leuten. Auch die hochgewachsene Barbara, die dieses Museum gut kennt, ins Englische übersetzt und erklärt, ist nicht mehr zu sehen inmitten der vielen Frager. Die Wände in diesem Haus vermitteln eine Art von Unerbittlichkeit, die man durchbrechen will, um heil wieder hinauszukommen. Im dritten Raum, in dem es mehr Bildtafeln gibt, die Besucher sich in einzelne Tafeln vertiefen, werde auch ich von einer kleinen Gruppe Frauen befragt. Es sind fast alle Juristinnen. „Ich möchte genau wissen, wie so eine Diktatur entsteht.“ Die Frauen sind an allen Stellungnahmen, Aufrufen interessiert, die jüdische Mitbürger, „minderwertige Rassen“, Widerstandskämpfer und Behinderte ausgrenzen, das Alltagsleben erschweren, Berufsverbote, Einschränkungen der Bewegungsfreiheit. Sie möchten die Propaganda genau verstehen. Berichte und Bilder der nationalsozialistischen Schulerziehung und gleichgeschalteter Jugendbewegung werden aufmerksam betrachtet. Die langen Listen verbotener Vereine müssen übersetzt werden, bis die Augen weh tun. Dann kommen die Zwangsarbeiter. Die hier nur ansatzweise erahnte Menge der zu Tode geschundenen Menschen, die Verbindung zur Rüstungsindustrie, das bis heute andauernde Ignorieren der Überlebenden und ihrer Situation, lässt uns langsam stiller werden. Die perfide Genauigkeit der Planung und Dokumentation der Verfolgung und Vernichtung überwältigt. Jetzt kommt ein Raum mit den Karteikarten junger Sinti, die laut Anweisung auf diesen Schriftstücken vor der Rekrutierung zur Zwangsarbeit sterilisiert werden

sollen. Ich halte kurz den Atem an; dieses Gesicht kenne ich. Eine junge Palästinenserin geht auf mich zu, als wolle sie mir die Hand halten. Ich lese den Namen auf der Karteikarte und erkläre: Das muss ein Onkel von meinem Bekannten sein. – Geht's Dir gut? – Ja, Danke, geht schon. Bruchstücke von Erzählungen jüdischer Teilnehmer des Seminars werden erinnert. Der Name Auschwitz ist nicht mehr nur ein Begriff.

Wir haben in Köln Stolpersteine für Juden gesehen, auch in den Boden eingelassene Messingschriftzüge auf dem Weg der Sinti und Roma in die Vernichtung. Die jungen Frauen hören interessiert, dass es diese Art der Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit eigentlich noch nicht so lange gibt, dass sie manchmal umstritten ist, und dass Dani Karavan, ein israelischer Bildhauer, sich beim Gedenken an Sinti und Roma engagiert.

Es ist schon fast sechs Uhr; das Museum wird geschlossen. Im Keller gibt es noch einen Zellentrakt. Hier fanden Verhöre statt, inklusive Folter. Wir kommen nicht mehr hin. Erst sind die Frauen enttäuscht; dann hören sie von einigen jungen Männern, die unten waren, sie sollten lieber nicht hinunter, es ist zu bedrückend. Trotzdem möchten sie die Zellen sehen. Bevor wir freundlich, aber bestimmt hinauskomplimentiert werden, kaufen wir schnell einen Katalog auf Englisch, in dem auch die Zellen abgebildet sind. – Leihst Du ihn mir? Darf ich ihn bis heute Abend behalten, vielleicht

bis morgen?

In den nächsten Tagen sehe ich sie oft darin lesen. Natürlich bekommt sie ihn; sie hat auf der Heimreise viel Wartezeiten und wird weiter lesen. Ihre Freundinnen warten schon. Diese jungen Frauen wollen alles wissen, was in einer Gesellschaft



Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013

Die Sprache des Konflikts übersetzen

Jedes Jahr ermöglichen Übersetzer den Teilnehmern, in ihrer Muttersprache – Arabisch oder Hebräisch – miteinander zu sprechen. Sie selber gehören der palästinensischen Minderheit in Israel an, die beide Sprachen spricht. Khalil Toama sprach mit ihnen über ihre Arbeit im Projekt.

Warum braucht man in einem solchen Seminar Übersetzung? In Nahost spricht oder versteht doch fast jeder Englisch.

Würden ausreichende Englischkenntnisse vorausgesetzt, wäre die Teilnahme nur einer bestimmten Schicht beider betroffenen Gesellschaften vorbehalten. Die Mehrheit würde herausgefiltert und ausgeschlossen und mit ihnen auch Aspekte des Konflikts.

Besonders emotionale Gesprächsthemen kann man in der eigenen Muttersprache besser erklären. Beim Nutzen einer Fremdsprache werden Ausdrücke gefiltert. Missverständnisse wären dann vorprogrammiert und kaum vermeidbar.

Außerdem ist die eigene Sprache nicht nur ein bloßes Kommunikationsmittel. Sie ist ein Hauptbestandteil der eigenen Identität aber auch der Kultur. Sie ist Produkt eines Wertesystems. Durch die Wahl seiner Worte und der Art seines Ausdrucks zeigt sich der Mensch: Religiös oder nicht, nationalistisch, versöhnlich, fanatisch. Mir ist es wichtig, den kulturellen Hintergrund des Gesagten richtig zu vermitteln. Die übersetzte Person gewinnt dadurch mehr Konturen. Es ist wichtig, diese Aspekte durch Übersetzung und Erklärung zu vermitteln.

Kostet die Übersetzung nicht sehr viel Zeit? Könnte nicht auch simultan übersetzt werden?

Das stimmt, ca. 60% der Sitzungszeit wird für die Übersetzung benötigt. Aber eine simultane Übersetzung z.B. über eine Anlage würde hier nicht funktionieren. Wir müssen die Mimik, das Stottern, die Blicke und die Körperhaltung der Redenden sehen. Sonst würden wir zwar richtig, aber me-

chanisch übersetzen.

Wie reagieren die Teilnehmenden?

Spontane, also emotionale Reaktionen, werden für die Dauer der Übersetzung blockiert bzw. von uns „kaltgestellt“. In manchen Fällen werden sie dadurch abgemildert. Manche mögen das nicht. Andererseits entstehen kurze Pausen zum Nachdenken, dadurch wird die Reaktion oft rationaler und sachlicher. Schwierig ist, wenn wir Teilnehmer unterbrechen müssen, dies wird als Gedankenunterbrechung erlebt. Manche Teilnehmenden bestehen darauf, Satz für Satz übersetzt zu werden. Sie haben nur dann das Gefühl, hundertprozentig richtig verstanden und übersetzt zu werden. Erfahrungsgemäß lohnt es sich, alles zu erklären, egal wie lange es dauert. Auch wenn dadurch weniger Teilnehmer zu Wort kommen, sind die Diskussionen viel ergiebiger.

Wo liegen die Schwierigkeiten für Euch Übersetzer?

Unsere Rolle ist manchmal schwierig, da wir als Palästinenser mit israelischer Staatsangehörigkeit von dem Konflikt betroffen sind, unsere Meinung hier aber nicht äußern können.

Sprache und Übersetzung werden oft mit einer eigenen Haltung gleichgesetzt und als wertend empfunden: Was für Palästinenser Widerstand ist, wird von den Israelis als Terrorakt bezeichnet. Ein Märtyrer für den einen ist ein Selbstmordattentäter für den anderen. Dies gilt auch für andere Begriffe, die sich in diesem Konflikt wiederholen. Die jüdische Rückkehr (wie in Israel die jüdische Einwanderung ins Land genannt wird) ist für die Palästinenser ein Akt der Kolonialisierung und Aggression. Hier müssen wir immer erklären, warum die Begriffe unterschiedliche Bedeutungen

haben.



Teilnehmer schreiben ihre Erwartungen gemeinsam auf, in Arabisch und Hebräisch

Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013

„Es ist mein Land, aber nicht mein Staat“

In den letzten elf Jahren kamen im Rahmen des Projekts ‚Ferien vom Krieg‘ mehrere jüdische Militärdienst-Verweigerer als Teilnehmer nach Deutschland. 2013 kam Ra’fat, 21 Jahre, Student aus Galiläa, als erster Militärdienst-Verweigerer, dessen Konfession drusisch ist.

Seine Meinung stellte Ra’fat in einem Gespräch mit Khalil Toama dar:

Seit Mitte der 1950er Jahre müssen die drusischen Männer in Israel Militärdienst leisten. Das wurde mit den geistlichen Führern beschlossen. Diese Führer wollten vermutlich die physische Existenz der Drusen in Israel sichern, da die zionistische Bewegung vor 1948 Pläne hatte, sie aus dem Land nach Südsyrien auszuweisen, wo eine große Zahl von Drusen lebt, deren Führer dies jedoch ablehnten.

Obwohl sich die Drusen als eine Abspaltung vom schiitischen Islam im frühen 11. Jahrhundert in Ägypten etabliert hatten, „entdeckte“ Israel plötzlich, dass der Drusen-Prophet, Schuaib, kein anderer sei als der Schwiegervater von Moses, Jethro. Daraus leiteten sie einen „Blutsbund“ zwischen beiden Gruppen ab. Das eigene Blut soll also für den Staat Israel fließen dürfen. Der eigentliche Grund war, die zionistische Politik zu befolgen: Fragmentierung der arabischen Gesellschaft und Zersplitterung ihrer Komponenten in Konfessionen, Religionsgemeinschaften, Großfamilien etc.: „Teile und herrsche“-Politik pur.

Ich lehne es nicht nur deswegen ab, Militärdienst zu absolvieren:

- Israel ist, per Definition, Staat der Juden und nicht der eigenen Bürger, also nicht meiner.
- Die israelische Armee ist eine rassistische Besatzungsarmee, die mein eigenes Volk besetzt, bekriegt, tötet und seine legitimen Rechte mit Füßen tritt.
- Die Armee betreibt bei den drusischen Rekruten Manipulation und Gehirnwäsche mit dem Ziel, sie aus dem arabisch-palästinensischen

Volk zu amputieren.

- *Alle meiner Brüder haben in der Armee gedient. Ich sehe, unter welcher nationalen Verdummung sie leiden. Sie sollen sich nicht nur schämen, Araber zu sein, sondern auch ihr Volk verachten und hassen.*

Zwar ist die Zahl der drusischen Verweigerer nicht sehr groß, aber es zeigt sich, dass sich die stillschweigende Akzeptanz dieser Zustände dem Ende zuneigt. Denn diese Jugendlichen spüren mehr und mehr, dass die wenigen „Privilegien“, die sie dank ihrer Dienste genießen, kaum Gewicht haben, verglichen mit den allgemeinen Nachteilen: „Plötzlich“ merken sie, dass das rassistische, zionistische Regime in Israel sie wie alle anderen Palästinenser im Staat behandelt: Häuserzerstörungen, Landraub für jüdische Siedlungen, Diskriminierung bei der Vergabe von finanziellen Mitteln für die Infrastruktur und Entwicklung ihrer Dörfer.

Was bleibt ist nur, die Entfremdung der Drusen zu vertiefen durch Trennung der Schulsysteme: Es gibt drusische Schulen, Arabisch-, Geschichts- und sogar separaten Matheunterricht für Drusen. Was wir über arabische Geschichte lernen, beschränkt sich auf die Epochen des arabisch-

Gerichtsentscheid in Jerusalem:

Bewohner Israels dürfen sich nicht Israelis nennen

Der höchste Gerichtshof Israels hat entschieden, dass Bürger des heiligen Landes sich nicht mit der Nationalität „Israeli“ beim Einwohnermeldeamt registrieren lassen dürfen. Stattdessen müssen sie sich als Juden, Araber oder Drusen anmelden. Das Gericht in Israel lehnte den Antrag von 21 israelischen Aktivisten ab. Diese hatten die behördliche Anerkennung einer säkularen israelischen Identität gefordert.

Das Argument der Aktivisten: Nur ein Begriff, der nicht erkennen lasse, ob es sich um einen Juden, Araber oder ein Mitglied einer anderen Minderheit in Israel handle, garantiere die Gleichbehandlung aller Bürger, so die Organisation „Ich bin Israeli“ (...). Die Richter folgten dieser Argumentation in ihrer Urteilsbegründung nicht. Allerdings räumten sie ein, dass es sich bei dem Antrag nicht nur um ein rechtliches, sondern auch um ein philosophisches und politisches Problem handle. Die Anerkennung einer gemeinsamen, nicht auf der Religionszugehörigkeit basierenden Nationalität könnte den Staat Israel in seinen Grundfesten erschüttern, so das Gericht. (Spiegelonline vom 04.10.2013)

Israel und Palästina, Dialogseminare im Sommer 2013

Shiatsu

Was genau ist Shiatsu? (Text: Linda Williams und Susanne Zeidler)

Shiatsu entstammt der fernöstlichen Gesundheitslehre und ist eine ganzheitliche Körperarbeit. Mit sanftem Druck werden die Meridiane (Energiebahnen) im Körper gezielt angeregt, um die innere Balance wieder herzustellen oder aufrechtzuerhalten. Das Besondere an Shiatsu ist die spezifische, heilsame Berührung, die aus dem Dialog zwischen dem Klienten und uns als Shiatsu-Praktikerinnen entsteht.

Warum ist Shiatsu gut für die Teilnehmer?

Eine große Herausforderung für die Teilnehmer ist das Ankommen, ihnen ist das Klima fremd, die Essgewohnheiten sind ungewohnt, sie wissen nicht, auf wen sie treffen werden. All das bereitet großen Stress. Diesem Stress können wir bei der Shiatsu-Behandlung begegnen und so den Raum für die Bewältigung öffnen und halten.

Sie werden achtsam empfangen und spüren, dass es in diesem geschützten Rahmen um sie persönlich als einzigartigen Menschen geht und nicht um die Gruppe.

Wir bieten ihnen einen neutralen und vertrauensvollen Rahmen, in dem sie sowohl das Gespräch als auch die körperliche Berührung annehmen können. Dass es diese Möglichkeit in diesem Projekt gibt, in dem Shiatsu-Praxisraum und auch außerhalb von diesem, z.B. in den Pausen, ist für sie ganz wertvoll. Wir begegnen verschiedenen Symptomen bei den Teilnehmern wie zum Beispiel Herzrasen, Schlaflosigkeit, Kurzatmigkeit, Muskelverspannungen oft im Schulter-Nackengebiet und Magenschmerzen. Bei einem der Mitarbeiter war die Muskelverspannung in der rechten Schulter akut. Nach der ersten Behandlung war die Anspannung soweit gelindert, dass er wieder auf der rechten Seite schlafen konnte. Ein Teilnehmer, der akute Schlafprobleme hatte, konnte gegen Ende der Behandlung einschlafen. Seine Rückmeldung war, dass er das Gefühl hatte, ganz lang und ganz tief

geschlafen zu haben, und er erwachte in einem ruhigen, friedvollen Zustand. Eine andere Teilnehmerin hatte nach ein paar Tagen Atemnot, die sie von ähnlichen Seminaren her kannte. Bei der Shiatsu-Behandlung konnte sie tief aufatmen und wollte anschließend gern wieder zur Gruppenarbeit. Wir hörten von den Teilnehmern oft, dass sie Heimweh hatten, und wir konnten bei der Shiatsu-Behandlung das Gefühl für die innere Heimat unterstützen



Linda Williams und Susanne Zeidler (im Bildvordergrund) während der Behandlung

und verstärken.

Wie dient Shiatsu dem Projekt ‚Ferien vom Krieg‘?

Durch den Dialog, durch die Erzählungen im Projekt fühlen sich die Teilnehmer zum Teil ohnmächtig. Wenn sie im Stressmodus, also im Sympathikus sind, haben sie nur folgende

Reaktionsmöglichkeiten: Flucht, Kampf- handlung oder Starre. Physiologisch sind dann das Immunsystem und das Verdauungssystem blockiert. Das haben wir deutlich bei den Teilnehmern gemerkt.

Shiatsu verbindet Körper und Geist, Verstand und Gefühl. Durch die achtsame Berührung im Shiatsu und das sanfte Lehnen werden gezielt Impulse für das zentrale Nervensystem gesetzt. So wird das parasympathische System angeregt. Shiatsu senkt den Stressmodus im Körper und unterstützt die Verarbeitung der neuen Eindrücke. Das, was in dem Projekt besprochen wird, kann besser umgesetzt werden. Wenn die Teilnehmer sich fühlen, sich im Körper wahrnehmen können, können sie nach dem kognitiven Verstehen und ihren Erfahrungen auch ins Handeln kommen. Das Sich-Spüren im Körper geschieht zum einen über die begleitenden Wahrnehmungsspiele in den Gruppen, und auch in dem sicheren ruhigen Raum der Shiatsu-Behandlung. So können sie durch einen Prozess gehen, um eigene Lösungsstrategien zu entwickeln.

Israel und Palästina

Nachfolge-Aktivitäten

Woran misst sich der Erfolg von ‚Ferien vom Krieg‘? (Text: Barbara Esser)

Es liegt schnell auf der Hand, den Erfolg der Dialogseminare an gemeinsamen Nachfolge-Aktivitäten zu messen. Zeugen diese nicht schließlich davon, dass die Teilnehmer ihre Vorurteile überwunden haben und Freundschaften über Grenzen hinweg schließen konnten? Bei den Seminaren selber genießen die Teilnehmer ihre gemeinsame Freizeit oft vorsichtig miteinander. Vielen erscheint es völlig unreal, miteinander zu lachen und unbeschwert zu sein. Im nächsten Moment kann die Enttäuschung über stagnierende Prozesse wieder zu groß sein. Die Haltung der anderen Seite wird oft als fundamentalistisch wahrgenommen. Aber genau da setzt die Arbeit an. Denn die Konfrontation mit der scheinbar unbeugsamen Haltung der Anderen spiegelt eigene Vorurteile und radikale Positionen.

Bei den Seminaren werden die Teilnehmer meist sehr stark mit ihren



Zwei intensive Wochen sind vorbei, wohin führt der gemeinsame Weg?

eigenen Widersprüchen konfrontiert. Die Diskussionen bei uninationalen Treffen (also israelisch und palästinensisch getrennt) sind oft viel heftiger und emotionaler als in den gemischten Gruppen. Diese Konfrontation und Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im Konflikt ist ein wesentliches Ziel der Seminare. Dazu kommt es aber nur, wenn die Verantwortlichen die Teilnehmer auch mit kritischen und streitbaren Themen konfrontieren und damit die aufkommende Harmonie durchkreuzen.

Warum sind Nachfolgeaktivitäten notwendig?

Nach den zwei gemeinsamen Wochen ist die Stimmung bei allen oft geradezu euphorisch, sie haben das starke Gefühl, gemeinsam etwas Einmaliges geschafft zu haben, womit sie vorher nicht gerechnet hatten. Umso schwerer ist die Rückkehr in den getrennten Konfliktalltag. Israelis und Palästinenser sehen sich dort gleichermaßen mit Anfeindungen konfrontiert, wenn sie von ihren Erfahrungen während des Seminars berichten.

Bei dieser schwierigen Erfahrung brauchen die Teilnehmer Unterstützung, weshalb das Angebot von Nachfolgetreffen fester Bestandteil der Dialogseminare ist. Im Gegensatz zu den Vorbereitungstreffen sind die Nachfolgetreffen freiwillig.

Wie bleiben die Teilnehmer nach ihrer Rückkehr in Kontakt?

Viele Teilnehmer verspüren einen großen Wunsch, in Kontakt zu bleiben und sich zu treffen. Dies realisieren sie oft im Internet, vor allem über Plattformen wie Facebook. Den Israelis ist es offiziell verboten, in Gebiete zu fahren, die unter palästinensischer Autorität stehen. Palästinenser brauchen eine Genehmigung, um nach Israel zu reisen, die sie beantragen müssen.

Treffen sind an wenigen Orten möglich, wie zum Beispiel in Beit Jala, das in der Westbank liegt, aber unter israelischer Militärkontrolle steht.

Warum und woran scheitern die persönlichen Kontakte so oft?

Die fehlenden Möglichkeiten, sich persönlich zu treffen, erschweren es den Teilnehmern natürlich, in Kontakt zu bleiben. Gleichzeitig scheitern die neugeknüpften Beziehungen aber auch häufig an unterschiedlichen Erwartungen. Der Alltag, in den die Teilnehmer zurückkehren, unterscheidet sich in Israel und Palästina stark. Während junge Israelis in Tel Aviv wenig von dem Konflikt merken müssen, spüren die Palästinenser ihn täglich,

neuen Freunden und Bekannten, den Sympathiebekundungen während der Seminare Taten folgen zu lassen, und wenden sich enttäuscht ab, wenn dies nicht geschieht. Besonders deutlich wird das bei gewaltsamen Zwischenfällen, die von beiden Seiten jeweils anders beurteilt werden: als notwendige Verteidigungsmaßnahme oder als Verbrechen. Die Aufrechterhaltung einer Freundschaft mit den „Anderen“ ist vor dem Hintergrund des erneuten Leidensdrucks für die meisten nicht möglich, wenn eine ernsthafte inhaltliche Auseinandersetzung fehlt. Diese ist in solchen Extremsituationen nur über das Internet und ohne Moderation kaum möglich.

Welche unterschiedlichen Ansätze für Nachfolgeaktivitäten gibt es?

In den Diskussionen der letzten Jahre befürwortete unsere Partnerorganisation Breaking Barriers oftmals uninationale, also getrennte Nachfolgeaktivitäten und stellte gemeinsame Aktionen in Frage. Gerade die israelischen Mitarbeiter sprachen sich stattdessen dafür aus, mit den Teilnehmern ihrer Gruppe für Veränderungen innerhalb Israels und an der israelischen Politik zu arbeiten. Eliana A., eine langjährige, israelische Mitarbeiterin drückte ihre Bedenken so aus:

Die israelische Linke, wie auch meine Mutter, hat in den letzten Jahrzehnten wohlwollend mit den Palästinensern Kaffee getrunken. Geändert hat sich nichts. Gleichzeitig haben sie ihren palästinensischen Freunden gesagt, wie sie sich gegen die Besatzung zu wehren haben. Das ist imperialistisch und falsch. Ich kann meinen palästinensischen Freunden nicht sagen, wie sie auf die momentane Situation zu reagieren haben, auch nicht in Form von Nachfolgeaktivitäten.

Shulti Regev, israelischer Koordinator, hält dagegen:

Wir müssen daran glauben, dass sich an der momentanen Situation etwas ändert. Es geht auch darum, schon jetzt an einer Gesellschaft der Zukunft zu arbeiten. Diese jungen Menschen werden da sein, wenn es eine Lösung gibt und wir neue Perspektiven nach dem Konflikt brauchen!

Welche Nachfolgeaktivitäten finden momentan statt?

Das Hauptanliegen nach den Seminaren ist die Unterstützung der Teilnehmer nach ihrer Rückkehr. Bei gemeinsamen, aber auch uninationalen Treffen

möchten sich über die Gegebenheiten auf der anderen Seite informieren, weshalb anfangs gemeinsame Touren organisiert werden, bei denen sie sich ein Bild z.B. von der Mauer oder den Checkpoints machen können.

Ein längerfristiges Ziel ist natürlich, Strukturen zu schaffen, die es ermöglichen, an den Erfahrungen während der Seminare in Deutschland anzuknüpfen. Unseren beiden Partnerorganisationen ist es dabei aber wichtig, nicht nur ein vorgegebenes Programm zu entwerfen, sondern die vielen unterschiedlichen Ideen zu unterstützen.

Breaking Barriers hat dieses Jahr erstmals einen „Teilnehmerrat“ gegründet. Ehemalige Teilnehmer sollen mit Unterstützung der Mitarbeiter den Dialog intensivieren und gemeinsame Aktivitäten initiieren und unterstützen.

Gemeinsam formulierten sie einige Ideen:

- Die Teilnehmer wollen in Schulen und Universitäten von ‚Ferien vom Krieg‘ berichten.
- Sie möchten Studentengruppen gründen, in denen sie fachbezogen konfliktsspezifische Themen besprechen, also zum Beispiel Juristen, Lehrer oder Ärzte jeweils gemeinsam.
- Die Teilnehmer organisieren gemeinsame Solidaritätsaktionen und besuchen Familien aus Gaza, deren Kinder in israelischen Krankenhäusern behandelt werden.

Die Koordinatoren A.A. und Shulti Regev versuchen, bei den Nachfolgeaktivitäten inhaltlich an die Seminare anzuknüpfen. Sie besuchen gemeinsam Familien in Hebron oder arbeiten mit anderen Organisationen zusammen und laden Aktivisten ein. Im Dezember trafen sich die Teilnehmer zum Beispiel mit zwei Mitgliedern des „Parents Circle“, einer Organisation, die von palästinensischen und israelischen Eltern gegründet wurde, die ein Kind im Konflikt gewaltsam verloren haben.

Tamar, eine Teilnehmerin des Dialogseminars im Sommer 2013, berichtete uns von den Treffen und gemeinsamen Aktivitäten.

Zuerst möchte ich mich dafür bedanken, dass Ihr unser letztes Treffen ermöglicht habt. Wir waren ungefähr 25 Personen von ‚Ferien vom Krieg‘, das ist eine erstaunliche Teilnehmerzahl für so ein Zwei-Tages-Seminar.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen tauschten wir uns in Kleingruppen darüber aus, welche Erwartungen wir an die Gruppe haben. Die Themen, die aufkamen, waren in allen Gruppen ähnlich; vor allem wurde deutlich, dass wir unbedingt damit beginnen wollen, aktiv für das zu arbeiten, was uns wichtig ist. Wir sprachen auch über das Treffen als einen ersten Schritt für uns als unabhängige Gruppe, die nicht dauerhaft von den Koordinatoren des Programms ‚Ferien vom Krieg‘ geleitet wird.

Wir haben dann mit einer jungen Schauspielerin namens Rima und der Methode „Theatre of the oppressed“ (Theater der Unterdrückten) gearbeitet. Die Arbeit war sehr interessant, und viele Themen, die schwer in Worten auszudrücken sind, kamen auf. Das Theater hat den Vorteil, dass es erlaubte, uns selber, ohne Sprachbarriere, auszudrücken. Nach dieser Einheit fragten wir die Gruppe, was sie gerne diskutieren würde. Mögliche gemeinsame Aktivitäten? Brauchen wir Zeit für eine kurze Diskussion der Palästinenser und Israelis unter sich? Es war das Thema des Vertrauens zwischen beiden Gruppen, das selbstverständlich wieder aufkam. Die Diskussion war interessant und zwischenzeitlich auch ein wenig unbequem, aber sie war notwendig für uns, um uns als Gruppe zu stärken.

Am zweiten Tag fuhren wir gemeinsam zum „Tent of Nations“ („Zelt der

Christliche, jüdische und muslimische Teilnehmer besichtigen gemeinsam einen „echten“ Weihnachtsbaum in Bethlehem

Völker“) wo am Eingang des Geländes der Satz „We refuse to be enemies“ („Wir weigern uns Feinde zu sein“) auf einen Stein geschrieben steht. Das Land gehört einem Palästinenser, der gegen die israelische Regierung kämpft, um sein Land zu behalten, und regelmäßig von der Armee und Siedlern schikaniert wird. Obwohl er allen Grund hat wütend zu sein, ist er eine Person, die sich weigert, Feinde zu haben – eine wirklich inspirierende Person.

Wir arbeiteten einige Stunden auf seinem Land, kümmerten uns um Olivenbäume und pflanzten Mandelbäume. Das war, so meine ich und auch andere in der Gruppe, der erste Schritt, den wir machten, um wirkliches Vertrauen zwischen uns zu bauen, und der erste Schritt des aktiven Arbeitens an Werten, an die wir glauben.

Nach der Arbeit auf dem Feld fuhren wir zurück nach Beit-Jala um unser Treffen abzuschließen. Es gab großartige Reaktionen auf die Feldarbeit, die wir gemacht hatten, und viele Ideen für mehr Aktivitäten, die wir zusammen unternehmen können. „Endlich gehen wir raus und tun Dinge zusammen.“

Gerade organisieren wir einen Tagestrip in ein palästinensisches Dorf – wir sammeln Kleidung und Spielzeug für die Bewohner und wollen in dem Dorf arbeiten, vielleicht auch auf dem Feld, wir brauchen Geld für Benzin und Autos, um dorthin zu fahren.

Ich möchte mich noch einmal bedanken für die große Unterstützung unserer Aktivitäten, sie bedeutet uns viel und bewegt wirklich etwas!

„Bibi, wir nehmen Dich beim Wort“

In einem weiteren Bericht erzählen die Teilnehmer von einer besonderen Idee:

Resultierend aus unserem letzten Treffen haben wir vor, ein Protestcamp zu errichten und Unterstützung zu zeigen für WAHRE Verhandlungen zwischen der israelischen und palästinensischen Regierung. In einer Rede, die der israelische Premierminister („Bibi“ Netanjahu) zu Beginn der Ver-

handlungen hielt, sagte er, er würde sich in ein Zelt zwischen Jerusalem und Ramallah setzen, bis weißer Rauch aufsteigt. Wir haben vor, ein solches Zelt zu errichten und ihn einzuladen, um zu prüfen, ob er wirklich meint, was er verkündet. Wir sind schon dabei, verschiedene Minister der relevanten Parteien und die Medien zu kontaktieren. Außerdem fragen wir andere Friedensorganisationen, ob sie sich an dem Protest beteiligen wollen. Wir haben sogar schon eine Webseite!

Ferienspiele für Kinder



Perlenarmbänder und Ohrringe entwerfen, Kunstwerke aus angemalten Holzstöcken kreieren, Puppen aus Karton basteln, malen, puzzeln, Sport machen:

130 Kinder im Alter zwischen 7 und 14 Jahren durften sich zwei Wochen lang ausprobieren und die Ferienspiele in Nablus genießen. Selbstverständlich ist das nicht, denn in der palästinensischen Gesellschaft gehören ihre Familien zu den Allerärmsten. Sie sind von den Behörden als sozial bedürftig eingestuft. Laut einer Umfrage unserer Partnerorganisation „Nablus Future Generation Hands“ haben 170 der 1390 befragten Familien monatlich weniger als 70 € zum Leben. Die Organisation betreut die Familien das ganze Jahr über materiell, aber auch psychologisch.

Bei den Ferienspielen arbeiten 15 Freiwillige, meist Studenten aus der Region Nablus. Zum Betreuersteam gehören außerdem ausgebildete Psychologen. Alle Kinder bekommen T-Shirts und Rucksäcke. Was für uns uniform wirkt, hat den Zweck, soziale Unterschiede nicht sichtbar werden zu lassen. Bei den Freizeiten isst die Gruppe gemeinsam, denn viele Familien können den Kindern nicht ausreichend Verpflegung für den Tag mitgeben.

Das Team um Majed Tubeileh möchte den Kindern bei den Ferienspielen auch demokratische Werte vermitteln. Spielerisch lernen sie in Workshops die Bedeutung der Menschenrechte und von Gewaltfreiheit. Außerdem werden die Kinder in ihrer Ausdauer und Motorik



Ferienspiele für Kinder



Im letzten Jahr hatten die Verantwortlichen der Palästinensischen Frauen Union in Khan Younis gefragt, ob sie einen Teil der gespendeten Mittel auch für den Anbau eines weiteren Gruppenraumes verwenden dürften.

Infolge der Blockade des Gazastreifens sind die Preise für Baumaterialien mittlerweile aber auf das

Dreifache gestiegen, weshalb der Bau leider verschoben werden musste. Trotz aller widrigen Umstände im Gazastreifen gelang es den engagierten Frauen mit Hilfe unserer Spende, wieder 52 Kindern abwechslungsreiche Ferienspiele zu ermöglichen. Da die Kinder erst zwischen fünf und sechs Jahre alt sind, verbrachten sie die Zeit vor allem mit viel Bewegung bei Spiel, Sport und Wettspielen sowie mit Malen und Basteln. Bei Ausflügen nach Gaza-Stadt besichtigten die Kinder das Museum und die Al-Omari-Moschee, die älteste Moschee der Stadt. Bei weiteren Ausflügen besuchten die Kinder den Stadtpark und den Zoo und sahen Tiere, die sie noch nicht kannten. Einen besonders schönen Tag verbrachten sie am Meer, wo sie selbstgebastelte Drachen steigen ließen.

